

„*Wie Dornröschen im Dornenwald*“ -

**Möglichkeiten zur selbstbestimmten Partnerschaft
und Sexualität von homosexuellen Menschen mit so
genannter geistiger Behinderung**

Bachelor-Thesis zur Erlangung des akademischen Grades Bachelor of Arts
im Studiengang Internationale Soziale Arbeit an der Evangelischen
Hochschule Ludwigsburg

Eingereicht von: Rebecca Rottler
Ruitstraße 3
71691 Freiberg am Neckar
Rebecca.Rottler@gmx.de

Matrikelnummer: 50007400

Erstkorrektor: Prof. Dr. Thomas Hörnig

Zweitkorrektorin: Prof'in. Dr'in. Simone Danz

Vorgelegt am: 20.11.2017

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung.....	1
2. Auseinandersetzung mit relevanten Begriffen	4
2.1 Homosexualität	4
2.1.1 Heteronormativität	8
2.1.2 Lebensrealitäten und Diskriminierungserfahrungen	9
2.2 Der Begriff „geistige Behinderung“	11
2.3 Selbstbestimmung	15
2.4 Inklusion	17
3. Intersektionalität – Behinderung, sexuelle Orientierung und Geschlecht	21
4. Sexualität und Partnerschaft	25
4.1 Definition Sexualität	25
4.2 Sexualpädagogik	26
4.2.1 Sexualpädagogik bezogen auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung.....	27
4.2.2 Sexualpädagogische Materialien aus intersektionaler Perspektive	29
4.2.3 Prävention sexueller Gewalt	32
4.3 Lebensphase Pubertät.....	33
4.4 Schwierigkeiten einer selbstbestimmten Partnerschaft und Sexualität	35
4.4.1 Leben auf einer Wohngruppe	35
4.4.2 Leben bei den Eltern	38
4.5 Sexualassistenz	40
4.6. Geschlechterspezifische Unterschiede	43
5. Halbstandardisierte Interviews mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung.....	45
5.1 Ethische Vorüberlegungen.....	45
5.2 Vorstellen der Forschungsmethode	48
5.3 Durchführung	51
5.4 Auswertung der Interviews.....	52
6. Fazit	58
7. Anhang.....	62
Anhang 1. Regeln der Transkription nach Kuckartz	62
Anhang 2. Transkript Interview 1	63
Anhang 3. Transkript Interview 2	73
Anhang 4. Was ziehen wir gerne an?	82
Anhang 5. Ich als Mann - Identität und Selbsterleben	84
Anhang 6. Homosexualität.....	85

Anhang 7. Bildergeschichte	85
Anhang 8. Kritische Auseinandersetzung mit Heterosexualität als Norm	86
Anhang 9. Beispiel für eine Sexualpädagogik, die selbstverständlich auf Homosexualität eingeht	87
8. Literaturverzeichnis	88
9. Eidesstaatliche Erklärung	98

Abkürzungsverzeichnis

Abs.	Absatz
Art.	Artikel
BMFSFJ	Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
bzw.	beziehungsweise
GG	Grundgesetz
LSBT*	lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell
LSBTTIQ*	lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell, transgender, intersexuell, queer
ICD	Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (Englisch: International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems)
S.	Seite
SGB	Sozialgesetzbuch
StGB	Strafgesetzbuch
UN - BRK	UN - Behindertenrechtskonvention
WHO	Weltgesundheitsorganisation
Z.	Zeile

1. Einführung

Dornröschen, ein Märchen aus der Sammlung der Gebrüder Grimm, handelt von einem Königspaar, das lange Zeit verzweifelt versucht, ein Kind zu bekommen, bevor die Königin schließlich eine Tochter gebärt. Voller Freude über die Geburt seines Kindes gibt der König ein Fest und lädt dazu eine von dreizehn weisen Frauen nicht ein, da er nur zwölf goldene Teller zur Verfügung hat. Diese spricht daraufhin den Fluch aus, die Prinzessin solle sich an ihrem fünfzehnten Geburtstag an einer Spindel stechen und sterben. Dank einer anderen weisen Frau geht dieser Fluch nur teilweise in Erfüllung und anstatt zu sterben, schläft die Prinzessin und mit ihr das ganze Schloss hundert Jahre lang. Schließlich wird sie von einem Prinzen, der dazu eine um das Schloss gewachsene Dornenhecke überwinden muss, wachgeküsst - so die Kurzfassung (Drewermann 2005: 9-11).

Mit den Protagonisten der hilflosen Frau und dem mutigen Retter vermittelt dies ein für Märchen typisches geschlechterstereotypes Verhalten. Vielleicht gerade deshalb war „*wie Dornröschen im Dornenwald*“ (Anhang S. 78, Z. 171) eine der ersten Assoziationen eines schwulen Mannes mit so genannter geistiger Behinderung, der im Rahmen eines qualitativen Interviews für die folgende Bachelorarbeit gefragt wurde, ob er glaube, es sei für homosexuelle Menschen schwieriger, jemanden kennenzulernen, wenn sie zusätzlich eine so genannte geistige Behinderung haben. Auf Nachfragen führte er dazu weiter aus:

„Das ist ein Dornenbusch. Da kommst du nicht durch schnell. Also das heißt, da kommst du wirklich nicht durch, wenn du zwei Sachen auf einmal hast. Die richtig Probleme hast, das durchzukriegen. Erst bist behindert. Und bist schwul oder lesbisch. Da kommst du nicht da durch“ (Anhang S78, Z. 177 - 180).

Diese Schilderung fasziniert vor allem, wenn sich mit modernen Interpretationsansätzen zu Dornröschen beschäftigt wird, die nicht nur Dornröschens Eltern ein Problem mit ihrer Sexualität nachsagen, sondern auch, dass der König die selbstbestimmte Sexualität seiner Tochter verhindern möchte, damit diese sein kleines Mädchen bleibe. Dornröschen selbst wird als eine junge Frau gesehen, deren Wünsche nach „*Akzeptation, Anlehnung und Zärtlichkeit*“ von ihren Eltern nicht erfüllt werden können und die deshalb Angst vor ihrer eigenen Sexualität hat (Drewermann 2005: 37 - 38). Der Stich mit der Spindel steht für ihre ersten sexuellen Erfahrungen während der Pubertät, die von ihr als wenig erfreulich erlebt werden (Drewermann 2005: 42) und die Entwicklung zu einer jungen, selbstbewussten Frau, durch den hundertjährigen Schlaf dargestellt, verzögern (Drewermann 2005: 44). Die Dornen um das Schloss

können in diesem Kontext als Schutzwall von Dornröschen verstanden werden, die weitere sexuelle Kontakte oder Beziehungen verhindern sollen (Drewermann 2005: 45). Bezogen auf den Interviewpartner könnten die Dornen auch für schlechte Erlebnisse stehen, für politische Gegebenheiten oder gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die von ihm, als schwulen Mann mit so genannter geistiger Behinderung, nicht nur als hinderlich, sondern auch als verletzend wahrgenommen werden.

Denn Menschen mit so genannter geistiger Behinderung wurde das Bedürfnis nach Sexualität und das Führen von ernsthaften Beziehungen aufgrund von kognitiven oder körperlichen Gegebenheiten und daraus folgenden Vorurteilen lange Zeit abgesprochen. Debatten in der heutigen Zeit sind einen Schritt weiter und thematisieren nicht mehr, dass diese Bedürfnisse existieren, sondern was es zur Umsetzung braucht (Specht 2010: 6).

Daneben verschiebt sich der Fokus weg von dem starren Bild der Geschlechterrollen und darüber hinaus hin zu einer Akzeptanz von verschiedenen sexuellen Orientierungen. Mittlerweile finden schon Auseinandersetzungen mit der Homosexualität von Menschen mit so genannter körperlicher Behinderung statt (unter anderem Köbsell 2010; Monat 2011), doch homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung werden in der Fachliteratur kaum thematisiert. So sind höchstens kleinere Vermerke zu Homosexualität zu finden, ohne genauer auf Bedürfnisse und eventuelle Besonderheiten einzugehen (Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 97).

Menschen mit so genannter geistiger Behinderung sind keine homogene Gruppe (Stöppler 2017: 16), womit angenommen werden kann, dass es auch unter ihnen Menschen mit verschiedensten sexuellen Orientierungen geben muss. In der folgenden Bachelorarbeit wird deshalb untersucht, ob Menschen mit so genannter geistiger Behinderung ihre Homosexualität trotz mangelnder Aufmerksamkeit akzeptieren können, und weiter, welche Möglichkeiten sie haben, diese in Bezug auf selbstbestimmte Partnerschaft und Sexualität auszuleben. Aufgrund des begrenzten Umfangs dieser Arbeit wird sich auf Homosexualität beschränkt, andere sexuelle Orientierungen wie zum Beispiel Bisexualität werden nicht untersucht.

Dafür wird sich in einem ersten theoretischen Teil dem Thema durch das Erklären und Definieren verschiedener Begriffe wie Homosexualität, Heteronormativität, Behinderung, Inklusion und Selbstbestimmung genähert. Die sexuelle Orientierung und die so genannte geistige Behinderung werden in diesem ersten Teil getrennt behandelt, als zwei verschiedene Kategorisierungen, mit der Menschen nicht nur beschrieben, sondern häufig auch stigmatisiert werden. In einem nächsten Kapitel werden

diese zwei Zuschreibungen durch das Auseinandersetzen mit dem Konzept der Intersektionalität zusammengeführt.

Nachdem eine theoretische Grundlage geschaffen worden ist, wird sich dem Thema danach auf handlungspraktischer Ebene gewidmet. Das Entdecken der Sexualität, Besonderheiten in der Lebensphase Pubertät und das Führen von Beziehungen sollen hier überwiegend bezogen auf Menschen, die entweder in Wohngruppen oder bei ihren Eltern leben, untersucht werden. Ein weiteres Unterkapitel wird sich der Sexualassistenz widmen und der Frage nachgehen, inwiefern dies eine Möglichkeit für homosexuelle Menschen ist, ihre Sexualität auszuleben. Auf Ausführungen zu Kinderwunsch und Verhütung wurde in dieser Arbeit verzichtet. Denn dies spielt in Bezug auf gleichgeschlechtliche Liebe eine untergeordnete Rolle, auch wenn Verhütung als Schutz vor Krankheit selbstverständlich für alle Menschen von großer Bedeutung ist.

Um tatsächliche Lebensrealitäten zu erfassen, wurden in einem letzten Schritt qualitative Interviews mit homosexuellen Menschen mit so genannter geistiger Behinderung geführt, ausgewertet und mit der vorliegenden Literatur verglichen. Diese sollen einen zusätzlichen Blickwinkel bieten und die folgende Bachelorarbeit um einige wertvolle Einblicke, ohne den Anspruch auf repräsentative Schlussfolgerungen, ergänzen.

2. Auseinandersetzung mit relevanten Begriffen

Dieses Kapitel wird sich mit den Begriffen Homosexualität, Heteronormativität, geistige Behinderung, Selbstbestimmung und Inklusion auseinandersetzen, da diese für die weitere Arbeit von Bedeutung sind. Einfache Definitionen oder Erklärungen reichen vor allem bei den Begriffen Homosexualität und Behinderung nicht aus, da gesellschaftliche Vorurteile das Bild dieser Begriffe maßgeblich prägen und beeinflussen, was allgemein damit assoziiert wird. Es findet also vor allem auch eine kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Zuschreibungen statt. Dies ist für den weiteren Teil der Arbeit insofern relevant, da nur so verstanden werden kann, was es für Menschen bedeutet, in der Gesellschaft, in der wir leben, homosexuell zu sein oder eine so genannte geistige Behinderung zu haben.

2.1 Homosexualität

Mithilfe von Literatur, aktuellen Studien sowie einem Blick auf neue Gesetzesveränderungen soll hier eine Grundlage an Wissen geschaffen und daneben auch auf die Lebensrealitäten homosexueller Menschen eingegangen werden. Da im Folgenden öfter die Begriffe „LSBTTIQ*“ oder „LSBT*“ aufkommen werden, sollen diese zunächst erklärt werden. Die Buchstaben stehen für lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell, transgender, intersexuell und queer. Frauen, die sich selbst als lesbisch definieren, fühlen sich sexuell und/oder emotional nur zu Frauen hingezogen, genauso wie Männer, die schwul sind, sich auf diese Weise zu anderen Männern hingezogen fühlen. Als bisexuell werden Menschen bezeichnet, die sich zu Männern und Frauen hingezogen fühlen können. Trans*Personen haben eine Geschlechtsidentität, welche nicht mit ihrem biologischen Geschlecht übereinstimmt. Menschen, die sich als Transgender identifizieren, können sich nicht in dem zweigeschlechtlichen Bild von Mann und Frau wiederfinden. Intersexuelle Menschen haben einen Körper, welcher nicht eindeutig dem biologisch männlichen oder weiblichen Körper zugeordnet werden kann. Der letzte Buchstabe steht für queer. Dies ist ein Oberbegriff für alle Menschen, deren sexuelle Orientierung und/oder deren geschlechtliche Identität sich von der in der Gesellschaft herrschenden Norm unterscheiden (Netzwerk LSBTTIQ Baden-Württemberg 2017). Das Sternchen hinter diesen Abkürzungen soll die Vielfältigkeit verdeutlichen und alle, auch eventuell nicht genannte Personengruppen, miteinbeziehen.

Homosexualität ist eine sexuelle Orientierung und gehört somit mit der Geschlechtsidentität, dem biologischen Geschlecht und der gesellschaftlichen Geschlechterrolle zu einem der vier Aspekte der Geschlechtlichkeit (Rennenberger, Zargorscak 2016: 1).

Die Geschlechtsidentität bezeichnet, wie das Individuum sein eigenes Geschlecht definiert, wobei betont werden soll, dass mehr Geschlechter als nur Mann und Frau existieren. Das biologische Geschlecht richtet sich nach den körperlichen Geschlechtsmerkmalen wie zum Beispiel den Genitalien, mit denen ein Mensch geboren wird oder welche sich entwickeln. Weiter gibt es die gesellschaftliche Geschlechterrolle, besser bekannt unter dem englischen Begriff „gender“, die sich nach den sozial und kulturell geltenden Normen und Werten einer Gesellschaft und dem daraus folgenden und erwarteten Verhalten der Geschlechterrolle definiert (Rennenberger, Zargorscak 2016: 1). Damit verknüpft ist auch der Begriff „*doing gender*“, der von Candace West und Don Zimmerman (1987: 125 - 147) geprägt wurde. Geschlecht ist „ein Tun“ und nichts, was unveränderbar ist. Geschlechter werden unter anderem durch verschiedene Unterscheidungen wie Haare, Make-up oder Kleidung, die als männlich oder weiblich empfunden werden, von der Gesellschaft wahrgenommen und Personen demnach entweder dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zugeordnet. Auch anatomische Unterschiede werden von der Gesellschaft einem der beiden Geschlechter zugeschrieben (West, Zimmermann 1987: 126, 133 - 134). Ein Kind, welches zum Beispiel von klein auf beigebracht bekommt, es sei ein Mädchen, glaubt dies und verhält sich weiter dementsprechend, womit die angebliche Natürlichkeit dieser Ordnung wieder bewiesen scheint (West, Zimmermann 1987: 141 - 142).

Auch Butler (1991: 25 - 32) übt in ihrem 1991 ins Deutsche übersetzte Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ Kritik an dem zweigeschlechtlichen Bild von den Geschlechtern und den damit verbundenen Rollen von Mann und Frau, die als natürlich dargestellt werden. Hier gibt es auch kritische Stimmen, die argumentieren, dass dennoch nicht abgestritten werden kann, dass es Weiblichkeit oder Männlichkeit an sich gibt. Unter anderem Prengel (2006: 136 - 137) führt aus, dass das Ideal zwar eine „*Unbestimmbarkeit der Menschen*“ wäre, aber nicht verhindert werden kann, dass Menschen kategorisiert werden:

„Wann immer wir Aussagen über Menschen machen, so wenn von Angehörigen sozialer Schichten und Klassen, von Nationalitäten und Kulturen, von Hautfarbe und Geschlechtern, von Lebensphasen, wie Kindheit, Pubertät oder Alter die Rede ist `konstruieren` wir. Wir können nicht nicht `konstruieren`“ (Prengel 2006: 136 - 137).

Die sexuelle Orientierung, als vierter Aspekt, ist „*die Ausrichtung der sexuellen und emotionalen Bedürfnisse, einschließlich der Handlungen und Fantasien*“ (Rennenberger, Zargorscak 2016: 1).

Das Bild von Heterosexualität als Norm hat viel mit sozialkonstruierten Geschlechtern zu tun, da „Frausein“ unter anderem mit Kinder bekommen assoziiert wird und eine Beziehung, in der keine Kinder auf natürlichem Weg bekommen werden können, somit als nicht natürlich angesehen wird (Degele, Winker 2009: 21 - 25). So ist die gesellschaftliche Geschlechterrolle (gender), die sexuelle Orientierung und die eigene Geschlechtsidentität eng miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. Alle diese Diskussionen sind Bestandteile der Queer Theorie oder den Queer Studies, die sich wissenschaftlich damit auseinandersetzen (Czollek, Perko, Weinbach 2009: 33-36).

Eine der ersten Studien, die sich nicht nur mit Sexualität in Bezug auf Heterosexualität bezieht, sondern sich auch mit Homosexualität beschäftigte, wurde von Dr. Alfred Kinsey in den dreißiger Jahren begonnen und nach seinem Tod von Mitarbeitenden seines gegründeten Institutes „National Institute of Mental Health“ (kurz: NIMH) ab dem Jahr 1970 fortgeführt. Bei dieser Studie wurden mehrere tausend Menschen aus verschiedenen Teilen der USA und deren Sexualverhalten erforscht. Kinsey sah Homosexualität nicht als psychische Krankheit an, was zu der damaligen Zeit ein sehr fortschrittliches und keinesfalls übliches Denken war, und setzte somit einen wichtigen Impuls für das Umdenken in den USA (Bell, Weinberg 1978: 11-14). Während seiner Forschung wurde eine Zuordnungsskala von sieben Punkten (0-6) benutzt, um abzuschätzen, inwieweit Personen sich selbst als homo- oder heterosexuell sehen. Ein Ergebnis war, dass fast die Hälfte der Männer Werte zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Wert angaben, anstatt sich eindeutig als homo- oder heterosexuell zu definieren. Auch Frauen hatten unterschiedliche Positionen auf der Skala. Ein Unterschied zu den Männern war, dass diese sich weniger als „*ausschließlich homosexuell*“ bezeichneten, sondern ihre sexuelle Orientierung öfter nicht eindeutig zuordneten (Bell, Weinberg 1978: 60).

Beachtet werden muss hier die Zeit, da die Befragungen durchgeführt wurden, als Homosexualität als Tabuthema galt (Bell, Weinberg 1978: 40). Würde solch eine Studie heute durchgeführt werden, kann vermutet werden, dass ganz andere Umfragewerte erreicht werden würden. Dennoch ist auch schon damit deutlich zu sehen, dass Heterosexualität keinesfalls die einzige, natürliche Form des Begehrens und Liebens

ist. Dass Menschen sich nicht eindeutig als homo- oder heterosexuell zuordnen können oder wollen, bedeutet im Hinblick auf die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit in der Gesellschaft auch, dass Menschen Personen unabhängig von dem zugeschriebenen Geschlecht und der damit verbundenen Rolle begehren können.

Wissenschaftliche und soziologische Erklärungsversuche für Homosexualität gibt es viele, empirisch belegen ließen sich jedoch nur wenige davon. So wurde zum Beispiel der immer noch weit verbreitete Erklärungsansatz, Homosexualität sei ein erlerntes Verhalten und keinesfalls natürlich, damit widerlegt, dass Menschen mit verschiedenen sexuellen Orientierungen unabhängig von Kultur, Staat oder Zeit auftreten. Wäre Homosexualität lernbar, wäre diese Lebensform zum Beispiel in Kulturen, in denen Homosexualität strafbar ist, weniger vorhanden, was jedoch nicht zutrifft (Rennenberger, Zargorscak 2016: 5). Eine Studie, welche sich mit der Entwicklung von Kindern beschäftigte, die von homosexuellen Paaren adoptiert wurden, legte unter anderem dar, dass sich die Anzahl dieser Kinder, die sich später selbst als homosexuell definieren, ebenfalls nicht von der Anzahl der homosexuellen Kinder aus heterosexuellen Elternhäusern unterschied. Dies spricht ebenfalls gegen die Nachahmungstheorie (Adams, Light 2015: 307). Die Frage nach der Entwicklung von Homosexualität impliziert zudem, dass diese als Andersartigkeit wahrgenommen wird, da Heterosexualität nicht erforscht, sondern als natürlich und gegeben angenommen wird (Rauchfleisch 1994: 40).

Heutige Zahlen zu der Häufigkeit von Homosexualität sind schwierig und umstritten, was auch damit zusammenhängt, dass, wie bereits erläutert, die eigene sexuelle Orientierung oft nicht eindeutig definiert werden kann. 2016 wurde von dem Berliner Meinungsforschungsinstitut Dalia Research eine europaweite Studie über den Anteil homosexueller Menschen durchgeführt und veröffentlicht. Dabei wurden 11.754 Menschen über webbasierte Geräte befragt, die Fragen orientierten sich ebenfalls an der Kinsley Skala. Laut dieser Studie definieren sich in Deutschland 7.4% der Menschen als homosexuell. Deutschland befindet sich dabei an der Spitze, durchschnittlich bezeichnen sich in Europa laut dieser Studie 5.9% der Menschen als homosexuell (Dalia Research 2016).

2.1.1 Heteronormativität

Heteronormativität ist eng mit der Debatte um „*doing gender*“ verbunden und kann als Konstrukt auf zwei Ebenen verstanden werden. Zum einen, wenn es um unterschiedliche Geschlechter und sexuelle Orientierungen geht, wo Heteronormativität alle Menschen ausgrenzt bzw. als nicht normal darstellt, die nicht in das typische „Mann und Frau“ Modell und die gegengeschlechtliche Liebe passen. Darüber hinaus beeinflusst diese Annahme auch die allgemeine gesellschaftliche Ordnung zum Beispiel in Hinblick auf die Vorstellungen einer Familie oder die Arbeitswelt (Ziegler 2008: 13). Wird Heteronormativität nur auf Homosexualität bezogen, kann dies als selbstverständliche Annahme, dass ein Mensch heterosexuell ist, verstanden werden. Auf die Gesellschaft bezogen bedeutet es unter anderem die Sichtweise, dass eine Familie nur zwischen einem Mann und einer Frau möglich ist.

Dieses Bild wandelte sich schon deutlich. In Werbung, Medien und Filmen rücken Schwule und Lesben immer mehr in den Fokus, wenn auch in Filmen meist noch als Nebencharaktere (Mesquita 2008: 133). Auch in der Politik und auf das Familiensystem bezogen werden andere Lebensformen mehr berücksichtigt. Gabriele Schöttler, eine frühere Berliner Senatorin für Arbeit, Soziales und Familie, schrieb dazu:

„Die Gesellschaft hat zur Kenntnis genommen, dass es lesbische Mütter und schwule Väter gibt. Dass Eltern ihr Geschlecht verändern oder sich mit Menschen mal des einen, mal des anderen Geschlechts zusammentun. Im Zuge der enormen Veränderungen, denen das System Familie ausgesetzt ist, ist dies eine unter vielen – wenn auch eine, die immer noch Ängste und moralische Ablehnung hervorruft (Schöttler Gabriele 2001: 11).

Neben Heteronormativität gibt es den Begriff Heterosexismus. Hier ist nicht nur eine grundsätzliche Annahme von der Heterosexualität der Menschen und somit auch von heterosexuellen Lebensentwürfen, sondern weiter eine generelle negative Einstellung oder Vorurteile gegenüber homosexuell lebenden Menschen gemeint (Steffens 15: 2010).

2.1.2 Lebensrealitäten und Diskriminierungserfahrungen

Gesetze haben einen signifikanten Einfluss auf das Leben. Für homosexuelle Menschen haben sich in den letzten Jahren vor allem vier wesentliche Dinge verändert. 1992 wurde Homosexualität aus der ICD, der internationalen Klassifikation der WHO, gestrichen, wodurch Homosexualität nicht mehr als psychische Krankheit eingeordnet wurde. Es folgte die Streichung des sogenannten „Homosexuellenparagraphen“ §175 StGB im Jahre 1994, welcher sexuelle Handlungen unter Männern zuvor als Strafbestand einordnete. Nachdem es ab 2001 über die eingetragene Lebenspartnerschaft möglich war, eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft, allerdings keine Ehe, einzugehen (Krell, Oldemeier 2005: 7) wurde am 30. Juni 2017 schließlich die Ehe für alle im Bundestag verabschiedet. Diese ermöglicht seit dem 1. Oktober nun auch homosexuellen Menschen eine Ehe zu schließen (Deutscher Bundestag 2017: 1; ARD - aktuell 2017: 1).

Trotz dieser gesetzlichen Fortschritte spiegelt sich die Heteronormativität und das Ablehnen von anderen Lebens- und Liebesformen durch viele Menschen in zahlreichen Diskriminierungserfahrungen wider. Laut einer aktuellen Befragung der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2017: 8) von 2017 wird es von 27,5% der Befragten als unangenehm empfunden, wenn sich zwei Frauen in der Öffentlichkeit küssen, bei zwei Männern lag dies sogar bei 38,4%. Die gleichen Menschen empfanden das Küssen von zwei gegengeschlechtlichen Menschen nur zu 10,5% als unangenehm. Dass das Küssen von zwei Männern auf größere Ablehnung stößt als das Küssen von zwei Frauen, erklärt Rauchfleisch (2012: 38) damit, dass gerade Männer für gewöhnlich „kumpelhaft“ miteinander umgehen und das Äußern von zärtlichen Gefühlen untereinander nicht als „normales“ und vor allem männliches Verhalten gesehen wird. Besonders Männer, die ein traditionelles Rollenbild vertreten, verstehen so die Beziehung eines schwulen Paares als einen Angriff auf die Männlichkeit.

Eine ebenfalls aktuelle, europaweite Studie von 2012 wurde von der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte veröffentlicht, welche die Diskriminierungserfahrungen von unter anderem homosexuellen Menschen untersuchte. In Deutschland haben laut dieser Studie 46% aller Menschen, die sich als homo- oder transsexuell bezeichnen, in den letzten 12 Monaten negative Erfahrungen wegen ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität erlebt. Besonders zeigt sich dies im beruflichen Umfeld, in dem sich 22% der Befragten in den letzten 12 Monaten diskriminiert gefühlt haben (Fra 2014: 16-18).

Krell und Oldemeier (2015: 29) veröffentlichten 2015 eine weitere Studie, in der sie für das Deutsche Jugendinstitut e. V. 5.000 Jugendliche aus dem LSBT* Bereich zu ihrer Lebenssituation befragten. Allgemein gaben hier 82% der befragten Jugendlichen an, mindestens einmal wegen ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität diskriminiert worden zu sein. Weiter gaben 45% der Jugendlichen an, in der engeren Familie Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder der geschlechtlichen Identität erfahren zu haben. Als häufigste Diskriminierungserfahrung wurde erlebt, dass die sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität ignoriert, nicht berücksichtigt oder nicht ernstgenommen wurde. 44% der Jugendlichen gaben überdies an, im Bildungs- oder Arbeitskontext Diskriminierungen erfahren zu haben (Krell, Oldemeier 2015: 20-22).

Die teilweise unterschiedlichen Zahlen könnten damit zusammenhängen, dass sich die Studie der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte auf die letzten 12 Monate beschränkte. Eine Überlegung wäre außerdem, dass Ausgrenzungen unter Jugendlichen generell öfter stattfinden, als unter Erwachsenen. Dennoch zeigen alle Ergebnisse gut, wie Menschen aus dem LSBT* Bereich immer noch mit Ausgrenzungen und Diskriminierungen zu kämpfen haben.

Internet und Medien werden bei Jugendlichen aus dem LSBT* Bereich als wichtig wahrgenommen, genauso wie Szeneorte wie Bars, Partys oder Cafés. 15% der Jugendlichen besuchten außerdem spezielle Beratungsstellen für Menschen aus dem LSBT* Bereich (Krell, Oldemeier 2015: 14).

Weitere wichtige Erkenntnisse der Studie von Krell und Oldemeier (2015: 6 - 12) hingen mit dem Coming-out zusammen. Der Begriff meinte ursprünglich „Coming out of the closet“ und wurde durch die so genannte Stonewall-Revolution im Jahr 1969 geprägt. In New York wehrten sich Trans*Personen, Lesben und Schwule gegen Übergriffe der Polizei. Im Rahmen dessen wurde gefordert, die eigene sexuelle Orientierung nicht mehr „im Schrank zu verstecken“. Das so genannte Coming-out kann in zwei Schritte unterteilt werden und wird als ein Prozess und nicht als einmalige Aktion verstanden. Zunächst muss sich das Individuum selbst bewusst werden, homosexuell zu sein, was als inneres Coming-out bezeichnet wird. Erst danach kann das äußere Coming-out erfolgen. Es wurde deutlich, dass vielen Jugendlichen schon in der Grundschule oder während der frühen Pubertät bewusst wird, dass ihre sexuelle Orientierung nicht heterosexuell ist. Auch das äußere Coming-out ist kein einmaliges Ereignis, stattdessen stehen Menschen aus dem LSBT* Bereich bei neu kennengelernten Menschen oder zum Beispiel einer neuen Arbeitsstelle immer wieder vor der

Entscheidung, sich zu outen. Dabei wird diskutiert, inwiefern ein äußeres Coming-out noch nötig ist:

„Ein Coming-out erleichtert LSBT Jugendlichen eine offene und selbstbestimmte Lebensführung. Damit ist ein Coming-out einerseits eine Strategie der Emanzipation. Andererseits kann ein Coming-out auch als normativer Bekenntnisszwang verstanden und gefordert werden“* (Krell, Oldemeier 2015: 6).

Bei allen Studien muss angemerkt werden, dass das Gefühl, diskriminiert zu werden, immer subjektiv ist. Dies soll keinesfalls erfahrene Diskriminierung herabsetzen, sondern im Gegenteil deutlich machen, dass Menschen eventuell Diskriminierung nicht als solche wahrnehmen, weil diese für sie zur Normalität geworden ist. Eine weitere Rolle spielt die Offenheit, mit der Menschen mit ihrer sexuellen Orientierung umgehen und die maßgeblich beeinflusst, inwiefern und wie häufig Menschen deshalb negative Erfahrungen machen müssen. Diese Zusammenhänge wurden jedoch in keiner verwendeten Studie aufgezeigt.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es noch immer in großen Teilen der Bevölkerung zu Diskriminierungserfahrungen kommt. Ebenfalls wurde deutlich, dass das innere Coming-out im weiteren Prozess mit dem Umgang der eigenen Homosexualität eine entscheidende Rolle spielt, genau wie das Internet, welches einen großen Teil der Identitätsbildung ausmacht und als Austauschmöglichkeit gesehen wird. In Hinblick auf die weitere Arbeit kommen deshalb die Fragen auf, wie der Prozess bei Menschen mit so genannter geistiger Behinderung verläuft und ob auch diese das Internet als Plattform zum Austausch mit Gleichgesinnten nutzen können. Weiter stellt sich die Frage, wie Menschen mit so genannter geistiger Behinderung in der LSBTTIQ* Gemeinschaft akzeptiert werden. Dies soll im praktischen Teil dieser Arbeit untersucht werden.

2.2 Der Begriff „geistige Behinderung“

Der Begriff „geistige Behinderung“ wird im Folgenden aus verschiedenen theoretischen Ansätzen heraus betrachtet. Daneben soll vor allem auf die Schwierigkeit eingegangen werden, diesen Begriff zu definieren. Zunächst soll deutlich gemacht werden, dass Definitionsansätze von Menschen, die über andere Menschen sprechen, diese damit zum Objekt solcher Erklärungen machen, womit der oder die Definierende und jene_r, dessen Behinderung definiert wird, sich nicht mehr auf derselben Stufe befinden. *„Alle Aussagen nicht geistig behinderter Personen über den geistig*

behinderten Menschen sind daher nur mit Vorbehalt adäquate Aussagen“ (Speck 1999: 43).

Die WHO (2005: 4 - 5) verabschiedete 2001 die “International Classification of Functioning, Disability and Health” (ICF) und löste damit die Vorgängerversion “International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps” (ICIDH) von 1980 ab. Das vorgestellte bio-psycho-soziale Modell sorgte für eine bessere Anpassung an die tatsächliche Lebenswirklichkeit unter Berücksichtigung des gesamten Lebenshintergrundes der Menschen. Die Definition zu „geistige Behinderung“ ist dennoch sehr defizitorientiert:

„Geistige Behinderung bedeutet eine signifikant verringerte Fähigkeit, neue oder komplexe Informationen zu verstehen und neue Fähigkeiten zu erlernen und anzuwenden (beeinträchtigte Intelligenz). Dadurch verringert sich die Fähigkeit, ein unabhängiges Leben zu führen (beeinträchtigte soziale Kompetenz). Dieser Prozess beginnt vor dem Erwachsenenalter und hat dauerhafte Auswirkungen auf die Entwicklung“ (WHO 2016: 1).

Das Gesetz definiert den Begriff „geistige Behinderung“ nicht, stattdessen wird Behinderung allgemein beschrieben. Laut §2 Abs. 1 Satz 1 SGB IX ist eine Person behindert, wenn:

„ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist“.

Zwar ist hier von geistiger Fähigkeit die Rede, es wird aber nicht definiert, was genau der typische Zustand ist, was als Abweichung gesehen wird und wie diese gemessen werden soll. Dass die beschränkte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ausmacht, dass eine Person als behindert angesehen wird, ist von Bedeutung und spiegelt die Veränderung auf das Bild einer so genannten Behinderung wieder. Nach §2 Abs. 1 Satz. 2 SGB IX gelten zudem Personen von einer Behinderung bedroht, wenn die Vermutung besteht, dass diese Einschränkung in späterer Zeit eintreten wird.

Dass sowohl die WHO wie auch das Gesetz Schwierigkeiten mit Zuschreibungen haben, zeigt gut die Problematik, den Begriff „geistige Behinderung“ oder allgemein „Menschen mit Behinderung“ zu definieren. Denn damit wird nicht nur versucht, eine heterogene Gruppe zu beschreiben, sondern weiter, einer gesamten Gruppe spezielle Eigenschaften und Merkmale zuzuschreiben. Dies ist nicht möglich, da Menschen

mit so genannter geistiger Behinderung keine Gruppe mit festen Eigenschaften bilden (Stöppler 2017: 16). Diese Zuschreibung erfasst weder die Vielfältigkeit noch die Heterogenität der Menschen, stattdessen kommt es zu einer Etikettierung, die unter anderem zu Einschränkungen eines selbstbestimmten Lebens führen kann (Stöppler 2017: 18).

Speck (2005: 48) macht deutlich, dass „geistige Behinderung“ von verschiedenen Wissenschaften unterschiedlich gesehen wird und somit auch immer abhängig von der Betrachtungsweise ist. Behinderung kann so als ein Prozess gesehen werden, da sich das Bild von Behinderung und dessen Zuschreibungen und Auswirkungen im Laufe der Zeit erheblich gewandelt haben und sich weiter wandeln werden (Speck 1993: 39).

Der ehemals medizinische Aspekt, mit dem Behinderung lange Zeit betrachtet wurde, bezieht sich vor allem auf organische Schädigungen und ist deshalb sehr defizitorientiert, ebenso wie der psychologische Ansatz, bei dem vordergründig die Minderung der Intelligenz im Fokus stand. Dies ist schon deshalb problematisch, da auch Intelligenz schwer zu definieren ist. Während sich früher auf den allgemeinen IQ Test bezogen wurde, gibt es mittlerweile komplexere Tests, die unter anderem auch emotionale und soziale Faktoren mit einbeziehen (Speck 1993: 40-47). Eine grundlegende Erwartungshaltung gegenüber Menschen mit so genannter Behinderung, die aus dieser Defizithaltung heraus resultierte, war lange Zeit, dass diese sich mit Almosen zufriedengeben und keine eigenen Forderungen und Wünsche stellen sollten (Köbsell 2010: 17).

Der soziologische Aspekt versteht „geistige Behinderung“ unter anderem als eine „*Ausprägungsform der Sozialisation*“ (Speck 1993: 50). So kann eine Umwelt, in der ein Kind nicht gefördert wird und es an sozialen Hilfen und Systemen fehlt, so genannte Behinderungen oder Lernbehinderungen begünstigen (Speck 1993: 53).

Für die pädagogische Förderung ist eine Definition des Behinderungsbegriffes deshalb wichtig, da diese nicht nur einen Auftrag für die einzelne Person, sondern auch einen gesellschaftlichen Auftrag hat. Deshalb muss definiert werden, für wen welche Hilfen vorgesehen sind. Aus diesem Ansatz heraus entwickelte sich der Begriff „Menschen mit geistiger Behinderung“, da die Behinderung als sekundär betrachtet wird und primär die Unterstützungsmöglichkeiten für einen Menschen gesehen werden sollen. Weiter lässt sich hieraus ableiten, dass eine so genannte geistige Behinderung als selbstverständliche menschliche Daseinsform gesehen wird. Es wird sich an allgemeinen Werten und Normen orientiert und nur darauf geachtet, inwieweit diese an

den Bedürfnissen des einzelnen Menschen angepasst werden müssen. Kritisch muss in diesem Kontext die mittlerweile völlig überholte Aussage von Speck (1993: 57 - 60) betrachtet werden, dass *„sich der Mensch mit einer geistigen Behinderung am wenigsten selbst helfen kann“* und deshalb besondere Hilfe und Erziehung benötigt, um ein sozial eingegliedertes Leben führen zu können. Denn dies spricht Menschen mit so genannter geistiger Behinderung ein selbstbestimmtes Leben und das Treffen von eigenen Entscheidungen ab.

Neben der Problematik der Definition besteht, als zweiter großer Kritikpunkt, bei einer solchen Zuschreibung immer eine Stigmatisierung und somit auch eine Diskriminierungsgefahr. So soll der Mensch nicht ganzheitlich als geistig behindert bezeichnet werden, sondern als ein Individuum mit verschiedenen Rollen im Vordergrund stehen. Dennoch werden die Diskriminierung und Stigmatisierung auch durch den Anhang *„mit geistiger Behinderung“* nicht vollständig aufgehoben. Weitere Überlegungen für eine als positiv empfundene Umschreibung wie zum Beispiel *„anders denkend“* sind unspezifisch und nicht eindeutig (Stöppler 2017: 17).

Die Disability Studies sind eine wissenschaftliche Disziplin, die sich theoretisch mit diesen als negativ wahrgenommenen Andersartigkeiten beschäftigt (Degele 2007: 9). Ableismus wird in diesem Zusammenhang als *„die hierarchische Bewertung von Menschen anhand angenommener, zugeschriebener, oder tatsächlicher Fähigkeiten“* beschrieben (Köbsell 2010: 21).

Einen neuen Gedankengang liefert neben Speck auch Osbahr (2000: 85), der den Begriff *„Behinderung“* und deren Zuschreibung als Erklärungsversuch für beobachtete Verhaltensweisen von Menschen ohne so genannter Behinderung sieht, womit eine Grenze zwischen diesen Gruppen gezogen wird. So wird als Beispiel angeführt, dass die Verständigung mit einem Menschen mit so genannter Behinderung nicht deshalb nicht gelingt, weil er behindert ist, sondern weil die Wege der Kommunikation nicht zu einander passen. Trotzdem müssen solche Ansätze mit Vorsicht betrachtet werden, denn Kategorisierungen können neben Stigmatisierung, wie aufgezeigt wurde, auch positive Effekte wie Fördergelder für technische Hilfsmittel oder intensive Betreuung haben.

2.3 Selbstbestimmung

Zunächst soll hier eine etymologische Herleitung des Wortes erfolgen und danach die Selbstbestimmung direkt auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung bezogen werden.

Das Wort kann in „Selbst“ und „Bestimmung“ unterteilt werden. Im Wörterbuch zur althochdeutschen Sprache sind neben dem in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts aufgetretenen Pronomen „selbo“ (selber) auch Wörter wie „selbwaltigi“ (Willensfreiheit), das erstmals im 8. Jahrhundert auftrat, sowie „selbwaltiga“ (Eigenmächtigkeit, Selbstständigkeit), welches im 11. Jahrhundert erstmals Erwähnung fand, zu finden (Köbler 1993: 927f). „Selbst“ stammt aus dem 18. Jahrhundert, also aus dem Zeitalter der Aufklärung, eine Zeit in der sich nicht nur die Machtstrukturen maßgeblich änderten, sondern auch das Individuum und die eigene Identität an Bedeutung gewannen (Waldschmidt 1999: 16).

Zum Wortteil „Bestimmung“ ist nichts geschrieben, in einem Buch von 1854 der Reihe der deutschen Wörterbücher von Jacob und Wilhelm Grimm werden jedoch verschiedene Bedeutungen von „Bestimmung“ aufgegriffen: Es kann etwas benannt werden, Macht über andere ausgeübt werden oder auch die Bedeutung als „Endzweck“ (*„die bestimmung der menschen ist es sich zum himmel vorzubereiten“* (Grimm, Grimm 1954: 1679; Waldschmidt 1999: 16). Zu „selbst“ steht hier in einem anderen Wörterbuch der Reihe von 1905 neben zahlreichen anderen Erklärungen *„selbst hebt das eigene, directe, persönliche thun eines menschen heraus“* (Grimm, Grimm 1905: 447,462).

Selbstbestimmung kann also mit Beachtung der Herkunft als ein *„sich seiner bewußtes Ich, das sich selbst definiert und zugleich Macht auf sich ausübt“* (Waldschmidt 1999: 16) verstanden werden.

Bezeichnend ist die Allgemeinheit, mit der „Selbstbestimmung“ schon früh definiert wurde. Trotz der damaligen Machtverhältnisse findet keine Einschränkung von Selbstbestimmung statt, sie wird, zumindest in den vorliegenden Wörterbüchern, auf alle Menschen bezogen.

Im heutigen Duden wird zwischen einer politisch-soziologischen Sichtweise, *„Unabhängigkeit [...] von jeder Art der Fremdbestimmung (z. Bsp. durch gesellschaftliche Zwänge, staatliche Gewalt)“* und einer philosophischen Sichtweise, als eine *„Unabhängigkeit von eigenen Trieben“*, unterschieden (Scholze - Stubenrecht 2011: 1589).

Wie im vorherigen Unterkapitel deutlich wurde, hat sich das Umdenken und das „*Verständnis von Menschen mit geistiger Behinderung [...] von einem defektorientierten funktionalistischen hin zu einem individualistisch subjektorientierten Förderverständnis und damit zu einem grundlegend veränderten Menschenbild*“ (Stöppler, Wachsmuth 2010: 15) gewandelt. In den 1990er Jahren veränderte sich zudem auch die Geistigbehindertenpädagogik hin zu einem Leitbild der Selbstbestimmung. Die „Independent Living“ Bewegung der 1960er Jahre der USA, bei der zunächst nur Menschen mit so genannter Körperbehinderung protestierten, trug auch in Deutschland wesentlich dazu bei, dass die Selbstbestimmungsdebatte in den Mittelpunkt rückte. Independent Living bedeutete in diesem Kontext nicht unabhängiges, sondern selbstbestimmtes Leben (Osbahr 2000: 122). Bewusst provokant wurde die Bewegung in Deutschland als „Krüppelbewegung“ bezeichnet (Waldschmid 1999: 18).

Große Auswirkungen hatte der Duisburger Kongress der Lebenshilfe vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 unter dem Motto „Ich weiß doch selbst was ich will“. Unter den rund 800 Teilnehmenden waren Menschen mit und ohne so genannter geistiger Behinderung. Im Laufe des Kongresses wurde die Duisburger Erklärung erstellt, in der Menschen mit so genannter Behinderung mehr Selbstbestimmung in verschiedenen Bereichen wie Wohnen, Schulbildung und Partnerschaft forderten. Weit über die Lebenshilfe hinaus führte dieser Kongress zu einem Umdenken in der Selbstbestimmungsdebatte und somit auch zu verbesserten Lebensverhältnissen von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung (Bundesvereinigung Lebenshilfe 2008 - 2013: 1).

Daneben reagierte auch die Politik. Das Hinzufügen des Satzes „*Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden*“ im Art. 3 Abs. 3 GG trat am 15. November 1994 in Kraft (Bundesvereinigung Lebenshilfe 2014: 1). Im §1 SGB IX wurde 2001 neben Zielen der Rehabilitation und der gleichberechtigten Teilhabe auch die Selbstbestimmung aufgenommen.

Auch die Selbstbestimmung kann als ein Prozess gesehen werden, der erlernt werden muss. Wenn Menschen mit so genannter geistiger Behinderung nie nach ihren Wünschen und Vorstellungen gefragt werden, ist es eine logische Konsequenz, dass sie resignieren und dadurch als teilnahmslos wahrgenommen werden (Osbahr 2000: 133 - 158).

Selbstbestimmung darf hierbei nicht an ein „*Mindest-Fähigkeitsniveau*“ gebunden sein und kann schon im Kleinen stattfinden. Es gibt einen deutlichen Zusammenhang zwischen Selbstbestimmung und Selbstständigkeit. Je weniger selbstständig ein

Mensch etwas ausführen kann, desto größer ist auch die Gefahr, dass seine Selbstbestimmung eingeschränkt wird. Dass eine Person zum Beispiel gefragt wird, welche Hose sie heute gerne tragen würde, ist auf Wohngruppen immer noch nicht selbstverständlich (Weingärtner 2013: S. 18). Weiter darf Selbstbestimmung nicht verallgemeinert und pauschal angewendet werden und vor allem nicht mit Vernachlässigung verwechselt werden. Es ist von Bedeutung, dass Menschen entscheiden, wie ihr persönliches Lebenskonzept und ihr Hilfesystem aussieht und nicht, dass dieses aufgelöst werden soll (Osbahr 2000: 135).

2.4 Inklusion

„Inklusion“ kommt aus dem Lateinischen, bedeutet Einbeziehung oder Dazugehörigkeit und wird im allgemeinen Sprachgebrauch meist auf Menschen mit so genannter Behinderung bezogen. Dabei wird Inklusion nicht nur, wie fälschlicherweise oft angenommen wird, auf die Schule beschränkt. Stattdessen wird Heterogenität in allen Bereichen des Lebens nicht nur akzeptiert, sondern wertgeschätzt und als bereichernd angesehen. (Nuding 2013: 3) Diese Heterogenität können verschiedene Geschlechter, Ethnien, Nationalitäten, Altersgruppen, körperliche Verfassungen oder soziale Rahmenbedingungen sein. Laut dem Nationalen Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention soll Inklusion als eine Haltung verstanden werden, welche die Lebensqualität aller Menschen steigern soll (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2011: 8). Jede_r soll gleichberechtigt an der Gesellschaft partizipieren können (Brokamp 2013: 21), woraus folgt, dass die Gesellschaft so organisiert werden muss, dass diese Teilhabe möglich ist.

Im Art. 3 Abs. 3 GG ist dazu folgendes geschrieben worden:

„Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“

Eine weitere wichtige Gesetzesgrundlage auf die Inklusion von Menschen mit so genannter Behinderung bezogen ist die UN-BRK, die Deutschland am 30.03.2007 unterzeichnete und knapp zwei Jahre später, am 24.02.2009, ratifizierte (Degener 2016: 11). Die gewünschte Gleichberechtigung wird hier unter anderem in Art. 3 der UN-BRK beschrieben. Hier steht Inklusion für:

„[...] die Achtung der dem Menschen innewohnenden Würde, seiner individuellen Autonomie, einschließlich der Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, sowie seiner Unabhängigkeit; die Nichtdiskriminierung; die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft; die Achtung vor der Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderungen und die Akzeptanz dieser Menschen als Teil der menschlichen Vielfalt und der Menschheit; die Chancengleichheit; die Zugänglichkeit; die Gleichberechtigung von Mann und Frau; die Achtung vor den sich entwickelnden Fähigkeiten von Kindern mit Behinderungen und die Achtung ihres Rechts auf Wahrung ihrer Identität.“

Zentrale Begriffe der Inklusionsdebatte sind Empowerment, Normalisierung und Dekonstruktion. Empowerment wird in Bezug auf Inklusion und Menschen mit so genannter Behinderung auf die Autonomie und Selbstbestimmung, sowie auf ein positives Selbstbild bezogen, während die Normalisierungsdebatte, wie der Name bereits sagt, Forderungen und Wünsche beinhaltet, als „ganz normaler Mensch“ wahrgenommen und behandelt zu werden. Es werden gleiche Rechte, Pflichten und Privilegien gefordert und auch wenn der Begriff „normal“ durchaus seine Problematiken hat, *„kann Inklusion ohne solche Normalisierungen nicht gelingen.“* (Boger 2015: 52- 53). Dekonstruktion beinhaltet eine Auflösung bekannter Kategorisierungen, hier bezogen auf „behindert“ und „nicht behindert“.

Die Theorie der trilemmatischen Inklusion nach Boger (2015: 51) ist eine kritische Auseinandersetzung mit Inklusion und das Aufzeigen von Ambivalenzen und Widersprüchen bezogen auf Menschen mit so genannter Behinderung. Sie soll nicht nur vorgestellt, sondern auch auf Homosexualität übertragen werden. Die drei Leitkategorien, Inklusion als Empowerment, Normalisierung und Dekonstruktion, werden alle als gleichwertig und gleich wichtig angesehen. Laut der Theorie der trilemmatischen Inklusion schließen zwei der Leitkategorien immer die dritte Kategorie aus. Daher leitet sich auch der Begriff trilemmatisch ab, ein Trilemma besteht aus drei Aussagen, von denen immer nur zwei wahr sein können.

Wird Inklusion als Empowerment und Normalisierung betrachtet, geht es vor allem um das *„Recht auf Teilhabe an einer Normalität“* (Boger 2015: 54) zum Beispiel in Hinblick auf Regelschulen, Freizeiten oder Sportangebote. Durch Empowerment wird dieses Recht nicht nur als legitim erlebt, sondern bestärkt Menschen auch beim Einfordern ihres Anspruches auf Teilhabe. Auf politischer Ebene geht es um eine Bewusstseinsförderung, vor allem auch bei der Solidarisierung nicht betroffener Bürger_innen durch Reflektion von Normen und Haltungen. Dies schließt die Dekonstruktion aus, da sich nicht für das Recht der Normalität eingesetzt werden kann, ohne

dabei zwischen den Konstrukten „Behinderung“ und „keine Behinderung“ zu unterscheiden. *„Um eine Gleichberechtigung einzufordern [...] muss ich mich auf die gegebenen Diskurse beziehen. Dies beinhaltet die diskursive Reproduktion der symbolischen Dichotomien, da sonst nicht zu beantworten ist, wer im Vergleich zu wem benachteiligt ist“* (Boger 2015: 55). Dies lässt sich genauso auf den Kampf gegen Rassismus oder für Frauenrechte anwenden, wie auch auf Homosexualität. Um auf Missstände und Diskriminierung aufmerksam zu machen, muss als Person mit so genannter Behinderung oder als homosexuelle Person gesprochen werden. In diesem Rahmen ist es wichtig, sich mit Zuschreibungen zu identifizieren und Erfahrungen mit Menschen zu teilen, die dies nicht betrifft. Dies kann neben einer veränderten Wahrnehmung nicht betroffener Menschen dazu führen, dass diese sich mit verschiedenen marginalisierten Personengruppen solidarisieren.

„Es ist normal, verschieden zu sein“ (Bundespräsidialamt 2017: 1) ist wohl einer der bekanntesten Sätze von Richard von Weizsäcker und wird gerade in der Debatte rund um Inklusion und „Anderssein“ häufig zitiert. So kann es auch auf Inklusion als Dekonstruktion und Normalität bezogen werden, womit dem Normalitätsbegriff an Stärke genommen werden soll. Dies schließt wiederum Empowerment aus, da es dafür, wie bereits genannt, wichtig ist, als die oder der Andere zu sprechen. Als Beispiel kann hier erneut die Schule dienen. Wenn eine Schule für alle gefordert wird, ist nicht sichtbar, wen dies tatsächlich empowert. Deshalb wird meist hinzugefügt, dass damit gemeinsames Lernen für Menschen aus allen Schichten, mit, ohne Behinderung etc., gemeint wird. Dadurch wird zwar wieder empowert, allerdings ist die normalisierende Dekonstruktion nicht mehr konsequent. Kritisch ist es außerdem, wenn zu bemüht versucht wird, Andersartigkeit als „normal“ darzustellen. Denn dadurch kann eine wichtige Teilidentität verloren gehen, sei es als Mensch, der eine so genannte Behinderung hat oder als jemand, der oder die sich als homosexuell identifiziert. Wenn ein Raum geschaffen werden soll, *„der ermöglicht, sich nicht behindert zu fühlen, ist es logisch ausgeschlossen, dass dies auch ein Raum ist, in dem es möglich ist, sich als Behinderte akzeptiert zu fühlen“* (Boger 2015: 57). Um dies noch einmal explizit auf Homosexualität zu beziehen, kann als Beispiel die Ehe für alle genommen werden. Wird nur von der Ehe gesprochen und damit sowohl die Ehe zwischen hetero- als auch homosexuellen Menschen gemeint, birgt dies trotzdem die Gefahr, dass Menschen dies nur als die Ehe zwischen Mann und Frau verstehen.

Die bereits vorgestellte „Krüppelbewegung“ ist die bekannteste Vertretung des letzten Ansatzes, Inklusion als Kombination zwischen Dekonstruktion und Empowerment.

Dabei geht es um die Auflösung der Opferrolle und die „*Emanzipation von Normalitätsvorstellungen*“ (Boger 2015: 57). Normalisierung wird bewusst ausgeschlossen und Anpassung verweigert, stattdessen wird das Anderssein nicht nur akzeptiert, sondern bewusst und mit Stolz angenommen. Von Menschen einer Minderheit wird oft erwartet, zu vermitteln, aufzuklären oder sich anzupassen. Geschützte Räume tragen deshalb erheblich zur Verbesserung des Selbstwertgefühls bei. Sich als Subkultur zu verstehen, Erfahrungen nur mit Gleichgesinnten auszutauschen oder Witze über die „Normalen“ zu machen kann enorm bei der Identitätsfindung helfen. Schutzräume sind wichtig, weshalb eine zu große Normalisierung eine Gefahr darstellen kann (Boger 2015: 57 - 58).

Zusammenfassend haben alle Ansätze sowohl Stärken wie auch Schwächen. Diese gilt es bewusst zu erkennen. Auch wenn die verschiedenen Leitsätze gleichwertig betrachtet werden können, muss vor allem in der Praxis darauf geachtet werden, was der jeweilige Mensch fallbezogen braucht und sich für sich selbst wünscht. Damit kann ein ganz anderes Verständnis von Inklusion gewonnen werden, das nicht von Politik und Konventionen bestimmt wird, sondern von Menschen, die es betrifft. Boger (2015: 52 - 64) plädiert hier für zwei Dinge: zum einen, dass Menschen selbst entscheiden, inwiefern sie sich selbst inkludieren möchten, und zum anderen für eine Akzeptanz von Menschen, die sich bewusst nicht inkludieren möchten.

Abschließend lässt sich weiter festhalten, dass Begriffe wie Selbstbestimmung, Empowerment und Inklusion nie getrennt voneinander betrachtet werden sollten, was schon durch die Überschneidungen der Definitionen und Erklärungsversuche deutlich wird. Gemeinsam mit der neuen Sicht auf „Behinderung“ beeinflussen sie sich gegenseitig. Selbstbestimmung lässt sich nur mit einer inklusiven Gesellschaft realisieren, genauso wie Inklusion nur möglich ist, wenn Menschen mit so genannter geistiger Behinderung eigene Entscheidungen treffen und ihre Wünsche nicht nur äußern, sondern auch umsetzen können.

3. Intersektionalität – Behinderung, sexuelle Orientierung und Geschlecht

Der Begriff Intersektionalität kommt aus dem Englischen von „to intersect“ und bedeutet damit „überschneiden“ oder „überkreuzen“ (Monat 2011: 1). Eine allgemein gehaltene Erklärung von Intersektionalität ist, dass historisch gewachsene Macht- und Hierarchieverhältnisse nicht nach verschiedenen Kategorien getrennt, sondern zusammen analysiert werden müssen. Wichtig ist hier, dass diese verschiedenen Kategorien nicht nur berücksichtigt werden, sondern vor allem auch die *„Analyse ihrer Wechselwirkungen“* (Walgenbach 2014: 54). Weiter geht es neben der Analyse zunächst um die Sichtbarmachung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen und darum, *„deren Bedeutung für die Positionierung von Individuen und Gruppen zu untersuchen“* (Monat 2011: 1).

Ziel dieses Kapitels ist es, das Konzept der Intersektionalität vorzustellen und neben Behinderung und sexuelle Orientierung auch auf Geschlecht zu beziehen. Denn es wurde bereits deutlich gemacht, dass auch Geschlecht eine Zuschreibung ist, die wesentliche Auswirkungen auf das Bild von sexueller Orientierung hat. Dazu wird auch Bezug zu den Gender- und Disability Studies genommen. In einem theoretischen Rahmen soll aufgezeigt werden, wie verschiedene Kategorien sich gegenseitig beeinflussen und teilweise historisch geprägte Macht- und Herrschaftsverhältnisse immer noch gültig sind. Die Konsequenzen von Exklusionsmechanismen und Erfahrungen von Diskriminierung für homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung können durch die Betrachtung der Interdependenz der einzelnen Kategorien von einander analysiert werden. Für die Arbeit ist dies deshalb ein relevanter Bestandteil, da diese Konsequenzen die Möglichkeiten von Menschen beeinflusst, selbstbestimmt Partnerschaft und Sexualität auszuleben.

Da im folgenden Teil sehr oft auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Gesellschaft eingegangen wird, sollen dazu zunächst einige Worte folgen. Zu diesen Machtverhältnissen zählen neben Heteronormativität unter anderem Sexismus oder Rassismus, die *„strukturell in der Gesellschaft verankert“* (Walgenbach 2007: 57) sind und auf verschiedenen Ebenen operieren. Sie beeinflussen Institutionen wie Schulen, Familien oder Kirchen oder auch körperliche und symbolische Gewalt.

„Diese [Gewalt] muss nicht unbedingt angewendet werden, um eine grundsätzliche Angst vor gewalttätigen Übergriffen zu verspüren, nur weil man Mädchen, Migrant Homosexueller oder Behinderter ist“ (Walgenbach 2007: 57).

Weiter bestimmen sie auch, ob Menschen sich in „*gesellschaftlichen Repräsentationsregimen*“ wie Schulbüchern, den Nachrichten oder Fernsehserien wiederfinden und, wenn dies der Fall ist, ob damit nur Stereotype repräsentiert werden (Walgenbach 2014: 66 - 67).

Geprägt wurde die Theorie der Intersektionalität vor allem von Kimberly Chrenshaw, einer Juristin aus den USA. In ihren 1989 veröffentlichten Artikel „*Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*“ analysiert sie Mehrfachdiskriminierungen von schwarzen Frauen aufgrund ihrer Hautfarbe und des Geschlechts anhand von juristischen Fallbeispielen (Chrenshaw 1989: 139 - 176).

Sie verdeutlicht dies mit dem Beispiel einer Straßenkreuzung (intersection), an der Autos in alle vier Richtungen fahren, und führt weiter aus, dass auch eine Diskriminierung in mehrere Richtungen verlaufen kann. Bei einem Unfall an solch einer Straßenkreuzung kann das Auto, das den Unfall verursacht hat, aus jeder Richtung gekommen sein. Daneben können auch mehrere Autos aus verschiedenen Richtungen den Unfall ausgelöst haben. Dies überträgt sie auf schwarze Frauen, die diskriminiert wurden. Auch hier können die Ursachen unter anderem sexistisch, rassistisch oder auch beides sein (Chrenshaw 1989: 149). An diesem Beispiel kann jedoch kritisiert werden, dass durch die verschiedenen Straßen suggeriert wird, dass verschiedene Kategorien, in diesem Fall Ethnie und Geschlecht, vor und auch nach dem „Unfall an der Straßenkreuzung“ wieder getrennt voneinander existieren (Walgenbach 2014: 64).

Eine der zentralen Aussagen von Chrenshaw (1989: 140-143, 152) ist außerdem, dass auch marginalisierte Gruppen nicht frei von Hierarchien und Machtstrukturen sind und in solchen Gemeinschaften immer auf die am höchsten gestellten Mitglieder geachtet wird. Bezogen auf Rassismus und Sexismus sind dies in einer Gruppe von schwarzen Personen Männer und in einer Gruppe von Frauen weiße Frauen.

„In other words, in race discrimination cases, discrimination tends to be viewed in terms of sex- or class-privileged Blacks; in sex discrimination cases, the focus is on race- and class-privileged women. This focus on the most privileged group members marginalizes those who are multiply-burdened and obscures claims that cannot be understood as resulting from discrete sources of discrimination” (Chrenshaw 1989: 140).

Eine Kritik am Konzept der Intersektionalität ist, dass dieses sehr offengehalten wird und es verschiedene Theorien und Methoden zur Analyse der Hierarchieverhältnisse gibt. Diese Offenheit kann allerdings auch als Vorteil gesehen werden (Walgenbach 2014: 54). Soiland (2008: 1) kritisiert im Zusammenhang mit Intersektionalitätsdebatten, dass das Augenmerk auf den drei Kategorien „*race, class und gender*“ läge und weiter, dass Kategorisierungen zwar bemängelt, aber dennoch für die Theorie gebraucht werden. Dieses Dilemma ist mit dem Konzept der trilemmatischen Inklusion bereits aufgegriffen worden.

Intersektionalität ist nicht die einzige Theorie, die sich mit solchen Strukturen befasst. Doch frühere Perspektiven sind meist additiv, so auch Begriffe wie Doppeldiskriminierung oder doppelte Benachteiligung. Die Problematik daran ist, dass eine Person eben nicht zum Beispiel als Frau und als Lesbe oder als Mensch mit so genannter Behinderung und als Schwuler diskriminiert wird. Stattdessen geht es um das Zusammenspiel verschiedener Kategorien, in diesem Beispiel als lesbische Frau oder schwuler Mann mit so genannter Behinderung. Gerade bei lesbischen Frauen mit so genannter geistiger Behinderung sind es mehr als zwei gesellschaftlich zugeschriebenen Kategorien, die zusammen eine Wirkung darauf haben, wie solch eine Frau in der Gesellschaft gesehen wird und welche Erfahrungen sie im Hinblick auf diese Zuschreibungen erlebt (Walgenbach 2014: 64).

Wenn Disability Studies und Gender Studies miteinander verbunden werden, wird dies in der Literatur vor allem auf Geschlecht und Menschen mit so genannter körperlicher Behinderung bezogen. Das binäre Geschlechtermodell und Normen und Erwartungen der Geschlechterrollen auf Menschen, die körperlich als behindert angesehen werden, und dessen Auswirkung ist Teil verschiedener Forschungen und Publikationen (unter anderem Köbsell 2010; Monat 2011; Raab 2015).

Köbsell (2010: 11) zieht die Verbindung zwischen Gender-und Disability Studies durch den Körper, der sowohl bei Frauen wie auch bei Menschen mit so genannter körperlicher Behinderung für Diskriminierung verantwortlich ist. Beide stellen den Körper infrage, die einen den sexuellen und geschlechtlichen und die anderen den von der Norm abweichenden und damit als behindert bezeichneten Körper (Raab 2015: 7). Ebenfalls auf Behinderung und das weibliche Geschlecht bezogen beschreibt Köbsell (2010: 12) eine Parallele in der Wahrnehmung von der Sicht der Gesellschaft auf Weiblichkeit und Behinderung. Diese werden mit Begriffen wie schwach, passiv, abhängig oder machtlos beschrieben, während Männlichkeit mit Begriffen wie stark, aktiv, unabhängig oder potent assoziiert wird. Während die weiblichen Assoziationen

mit dem Körper verbunden sind, beziehen sich die männlichen Zuschreibungen auf den Geist.

Allgemein nimmt die Gesellschaft eine so genannte Behinderung oft als ein solch dominantes Merkmal wahr, dass das Geschlecht dieser Person kaum Berücksichtigung findet. So werden Menschen mit so genannter Behinderung als Menschen ohne Geschlechter bzw. als *„dritte Gruppe zwischen den Geschlechtern“* von der Gesellschaft wahrgenommen. Ein Beispiel hierfür sind die Unterteilungen der Toiletten in Mann, Frau und „Behindert“ (Köbsell 2010: 20; Walgenbach 2014: 59). Vor allem Frauen mit so genannter Behinderung werden nicht als Frau mit verschiedenen Rollen wie Partnerin, Geliebte oder Ehefrau gesehen, sondern als „die Behinderte“. Auch hier kritisiert Köbsell (2010: 21) den Körperkult. Während es ansonsten viele Verbindungen zwischen der Wahrnehmung auf Weiblichkeit und der Wahrnehmung auf Behinderung gibt, werden Körper von nicht behinderten Frauen sexualisiert, Körper von Menschen mit so genannten körperlichen Behinderungen dagegen als abstoßend empfunden. Bei Menschen mit so genannter geistiger Behinderung geht es stattdessen nicht um einen Körper, der anders als der Körper der Norm ist. Das Wahrnehmen als geschlechtslos wird, wie weitere Kapitel zeigen werden, viel mehr mit kognitiven Fähigkeiten in Verbindung gebracht (Specht 2010: 3).

Als Abschluss des Kapitels soll sich hier auf Monat (2011: 1) bezogen werden, die den Gedankengang verfolgt, dass es für eine Gesellschaft, der es schon schwerfällt, Menschen mit so genannter Behinderung als sexuelle und geschlechtliche Menschen zu sehen, noch viel schwerer sein muss, wenn es sich überdies noch um eine sexuelle Orientierung handelt, die ebenfalls nicht der Norm entspricht.

4. Sexualität und Partnerschaft

Im Folgenden wird sich dem Thema Sexualität und Partnerschaft bei homosexuellen Menschen mit so genannter geistiger Behinderung auf überwiegend handlungspraktischer Ebene genähert werden. Nach einer Definition von Sexualität wird auf die Sexualpädagogik für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung eingegangen werden. Diese soll unter anderem aus intersektionaler Perspektive auf ihre Eignung für homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung untersucht werden. Ein weiteres Unterkapitel wird von dem Prozess der Pubertät handeln. Auch das Leben auf Wohngruppen und das Wohnen bei den Eltern wird hinsichtlich der Möglichkeiten auf selbstbestimmte Sexualität und Partnerschaft betrachtet werden, wobei auch auf die Sicht von Mitarbeitenden und Eltern eingegangen werden soll. Auffallend war, dass die Literatur sich meist auf Sexualität und Partnerschaft in Bezug auf heterosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung oder aber mit Homosexualität, bezogen auf Menschen mit so genannter körperlicher Behinderung, beschäftigt. Deshalb wird sich teilweise auf Studien oder Literatur über Menschen mit so genannter körperlicher Behinderung bezogen.

4.1 Definition Sexualität

„Sexualität zu definieren, macht einige Mühe. Sexualität umfasst zu viel und zu Widersprüchliches, ist weitgehend dem Irrationalen und Unbewussten verhaftet. Kurz: Die Widerborstigkeit dessen, was menschliche Sexualität darstellt, sträubt sich gegen jede rational einsichtige Benennung“ (Sielert 2015: 36).

Schon an diesem Zitat wird deutlich, wie wenig der allgemeine Begriff Sexualität, genau wie die anderen Begriffe zuvor, definiert werden kann. Auch hier ist die Bedeutung abhängig von der jeweiligen Kultur oder Forschung (Sielert 2015: 36), wobei Sexualität mittlerweile in den wenigsten Kulturen als eine reine Fortpflanzungsmethode verstanden wird. Ursprünglich kommt der Begriff jedoch aus der Biologie, womit vor dem 19. Jahrhundert das Vorhandensein von männlichen und weiblichen Organismen einer Art bezeichnet wurde (Sielert 2015: 39).

Der ursprüngliche Begriff „Trieb“, mit dem die organische Basis der Sexualität nach Freud genannt wurde, gilt heute als überholt. Zum einen wurde damit männliches Sexualverhalten entschuldigt, zum anderen wurde versucht, Sexualität auf eine Natürlichkeit festzulegen, womit verschiedene Formen des Begehrens oder von Sexual-

praktiken als natürlich oder unnatürlich kategorisiert wurden (Sielert 2015: 40). Anstelle von Trieb wird deshalb häufig der Begriff Lebensenergie verwendet (Sielert 2015: 42), welcher der erste der vier Aspekte oder Funktionen ist, in die Sexualität unterteilt werden kann.

Neben der organischen Basis der Lebensenergie und der Funktion der Fortpflanzung hat Sexualität einen Beziehungsaspekt. Durch intime Begegnungen können Zuneigung und Nähe geteilt und ausgetauscht werden, selbstverständlich bezogen auf Individuen, die diese Begegnungen freiwillig möchten (Sielert 2015: 44). So beschreibt auch Sigusch (2015: 24) die Natur des Menschen als gesellschaftlich und folgert daraus, dass auch die Sexualität des Menschen gesellschaftlich sei.

Als letzter Punkt kann Sexualität das „*Überleben der Persönlichkeit*“, im Gegensatz von Sexualität als Überleben der Art, bedeuten. Sexualität wird eingesetzt, um Anerkennung oder Selbstbestätigung zu erhalten, und kann weiter dafür verwendet werden, neben Liebe auch Hass oder Wut auszudrücken. Dies kann das Entwickeln und Ergänzen der Persönlichkeit bedeuten und wird im Kontext der verschiedenen Aspekte als Identitätsfunktion bezeichnet (Sielert 2015: 48).

Die vier Aspekte der Sexualität können nie gleichwertig sein und müssen dies für eine gesunde Sexualität auch gar nicht sein. Stattdessen ist eine „*dynamische Balance*“ der verschiedenen Funktionen wichtig, deren unterschiedliche Relevanz sich für jedes Individuum während des Jugend- und Erwachsenenalters oder generell während verschiedener Phasen im Leben verändern kann (Sielert 2015: 50).

04.2 Sexualpädagogik

Lange Zeit wurde unter Sexualpädagogik eine Erziehung im Bereich der Sexualität verstanden. Erfahrungen in der Gesellschaft, in der gelebt und aufgewachsen wird, beeinflussen sexuelles Verhalten, welches im Rahmen der Sexualpädagogik unterstützt, verstärkt oder verändert werden sollte (Hoyler - Herrmann, Walter 1994: 25).

Die „*repressive*“ Form der Sexualpädagogik sollte Kinder und Jugendliche vor jeglicher Sexualität fernhalten, während die „*emanzipatorische*“ Form eine bejahende, positive Einstellung zu Sexualität vermitteln und in diesem Bereich selbstständiges und vor allem selbstbestimmtes Handeln und Entscheiden fördern sollte (Römer 1995: 35). Sexualpädagogik kann auch als wissenschaftliche Disziplin verstanden werden. Auf dieser Ebene erforscht sie empirisch die praktische Sexualpädagogik aus syste-

matischer, historischer oder kultureller Perspektive (Sielert 2004a: 30). Seit den siebziger Jahren wurde die Sexualpädagogik mehr und mehr professionalisiert. Ein Ergebnis der Debatten um Sexualität und Aufklärung war das Entstehen des Begriffs sexuelle Bildung, der als Erweiterung oder Ergänzung zur Sexualpädagogik gesehen werden kann. Der Bildungsbegriff soll vermitteln, dass ein Bewusstsein für gesellschaftliche Themen wie sexuelle Gewalt oder Minderheiten sexueller Orientierungen geschaffen werden und weiter eine kritische Auseinandersetzung damit folgen soll (Schmidt, Sielert, Henning 2017: 40 - 41).

4.2.1 Sexualpädagogik bezogen auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung

Selbstverständlich haben auch Menschen mit so genannter geistiger Behinderung das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung, was mit dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht des Bundesverfassungsgerichts begründet werden kann. Ungeachtet davon, ob der oder die Einzelne davon Gebrauch machen kann oder will, wird die Autonomie des Menschen als Ausdruck seiner Würde anerkannt, welche nicht nur zu respektieren, sondern auch zu fördern ist. Das allgemeine Persönlichkeitsrecht bezieht sich auf die private Lebensgestaltung. Es beinhaltet nicht nur das Recht, nach eigenen Wünschen und Vorstellungen zu leben, sondern sieht auch das Recht der Entwicklung einer eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität vor (Zinsmeier 2010: 13).

Eine der Grundvoraussetzungen für eine erfolgreiche Sexualpädagogik ist das Kennenlernen des eigenen Körpers, zum Beispiel mit dem Benennen und Erklären verschiedener Körperteile und ihrer Funktionen. Es müssen einige Dinge bedacht werden, um dies in einem Rahmen anzubieten, der nicht überfordert und dennoch informativ ist. Spielerische Methoden, Wiederholungen, Anschaulichkeit durch Bildmedien und Modelle sowie Gegenstände zum haptischen Erleben können hierbei helfen (Römer 1995: 37; Specht 2010: 5). Eine leichte Sprache, die methodisch didaktisch auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung zugeschnitten ist und trotzdem Wissen vermitteln kann, ist ein weiterer wesentlicher Bestandteil (Specht 2010: 6).

Menschen, die solche Inhalte vermitteln, haben zuvor die Verantwortung, ihre eigene Einstellung zur Sexualität zu reflektieren und sich über Grenzen hinsichtlich Offenheit und Akzeptanz bewusst zu werden, da Inhalte nur vermittelt werden können, wenn diese authentisch erklärt werden. Diskrepanzen zwischen Äußerungen und Verhalten

der erklärenden Person, kann zur Verunsicherung seitens der Menschen mit so genannter geistiger Behinderung führen (Römer 1995: 60).

Allgemein wird empfohlen, Kinder spätestens mit elf Jahren aufzuklären. Dabei empfiehlt es sich, alltägliche Dinge als Anlass zu nehmen, zum Beispiel der Anblick einer schwangeren Frau (Pro Familia 2011: 6-8). Zu warten, bis seitens der Menschen mit so genannter geistiger Behinderung mit diesen Themen begonnen wird, empfiehlt sich nicht, da solche Fragen oft schlecht formuliert werden können und ein Zugang zum eigenen Körper fehlt. Gerade ältere Menschen mit so genannter geistiger Behinderung wurden als Jugendliche nicht aufgeklärt, was deshalb nachgeholt werden muss. Hier ist es von Bedeutung, dass Methoden in *„die Lebens- und Erfahrungswelt von Erwachsenen transferiert werden, die sich emotional und kognitiv im Kindes- oder Jugendalter fühlen und erleben“* (Winkler 2011: 22).

Ebenfalls beachtet werden müssen die verschiedenen Erscheinungsformen von Sexualität, bezogen auf die generelle Entwicklung. Je nach kognitiven Fähigkeiten kann ein besonderer Schwerpunkt das Körpererleben sein. Der eigene Körper kann *„lustvoll“* und ohne Leistungs- oder Zeitdruck durch Körpermassagen oder andere Entspannungsangebote erlebt werden (Ortland 2008: 130). Zuneigung und Zärtlichkeit kann manchen Menschen ein viel größeres Bedürfnis sein als genitaler Geschlechtsverkehr (Hoyler - Hermann, Walter 1994: 21), genauso kann sexuelle Selbstbestimmung auch bedeuten, sich gegen sexuelle Kontakte zu entscheiden (Ortland 2016: 14). Selbstbefriedigung anstelle von Geschlechtsverkehr kann für manche Menschen ausreichend sein und soll deshalb nicht zwangsläufig als Ersatz oder Vorstufe für Intimitäten zwischen zwei Menschen gesehen werden (Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 11). Das teilweise mangelnde Schamgefühl von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung kann dafür sorgen, dass Selbstbefriedigung in der Öffentlichkeit praktiziert wird. Hier sollte darauf hingewiesen werden, dass Selbstbefriedigung etwas Natürliches ist, aber nicht vor anderen Menschen ausgeführt werden soll (Hoyler - Hermann, Walter: 1994: 16).

Nicht nur mangelndes Schamgefühl schürt Vorurteile hinsichtlich des Sexuallebens von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung. Neben dem nicht Zutrauen von Sexualität wird genauso oft das zügellose Ausleben der Sexualität unterstellt. (Bach 1981: 21). Dieses Vorurteil rührt auch daher, dass Umarmen und Küssen als Zuneigungsbekundungen oder als Form des Mitteilens von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung oft missverstanden werden. Hier sollte mit Verständnis,

aber dennoch ohne falsche Rücksichtnahme erklärt werden, wann dies angebracht sind und wann nicht (Achilles 2016: 39).

Durch verschiedene Medien wird ein realitätsfernes Bild von Sexualität und Beziehung vermittelt, welches, wenn nicht darüber gesprochen wird, schwer zu reflektieren und zu hinterfragen ist. So können falsche Vorstellungen und daraus resultierendes Verhalten entstehen, welches übergreifend erscheint. In Pornofilmen wird das Bild der hübschen, immer willigen Frau vermittelt und verschiedene Werbungen zeigen unnatürliche Schönheitsideale. Weiter vermitteln Serien und Filme eine sexualisierte Gesellschaft und Beziehungen, die von Dramen und Intrigen geprägt sind (Römer 1995: 20f). Gerade was unrealistische Pornographie angeht, muss Aufgabe der Sexualpädagogik deshalb auch sein, zu vermitteln, dass Sexualität „*Gefühl, Intimität und Liebe*“ bedeuten kann (Römer 1995: 52).

Im Zuge der Selbstbestimmung und dem Empowerment wird auch im Bereich der Sexualpädagogik das so genannte Peer Counseling gefordert, was in diesem Fall bedeutet, dass Menschen mit einer so genannten Behinderung andere Menschen mit so genannter Behinderung beraten. Ein Beispiel hierfür ist Mensch zuerst - Netzwerk People first Deutschland e. V., ein Verein aus Menschen, die sich selbst als Menschen mit Lernschwierigkeiten bezeichnen, und Selbstbestimmung und Selbstvertretung in verschiedenen Bereichen fordern (Göthling 2010: 24-26).

4.2.2 Sexualpädagogische Materialien aus intersektionaler Perspektive

Mittlerweile gibt es spezielle sexualpädagogische Materialien für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung, wie die Materialien der Bundesvereinigung Lebenshilfe, die verschiedene Übungen zur Körperwahrnehmung und Aufklärung enthalten. Beispiele dieser Materialien sollen im folgenden Abschnitt vorgestellt werden, um deutlich zu machen, was diese Materialien in Bezug auf das Auseinandersetzen mit Geschlechterbildern in der Gesellschaft und verschiedener sexueller Orientierungen vermitteln.

In einer Übung sollen die Unterschiede von Mann und Frau mit Bildern von einem nackten Frauen- und Männerkörper, auf die entsprechende Kleidungsstücke geklebt werden können, deutlich werden (Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 40 - 42). Es fällt auf, dass diese sehr geschlechtertypisch gestaltet sind. So passen auf den Frauenkörper Röcke, Kleider oder auch figurbetonte Oberteile und Mäntel, während dem Männerkörper Hosen, Hemden und Pullis passen (Anhang 4, S. 82 - 83).

Positiv fällt auf, dass die Identität als Mann, unter dem Punkt „*Ich als Mann - Identität und Selbsterleben*“, kritisch reflektiert werden soll. Dazu wird vorgeschlagen, zunächst im Plenum über so genannte Supermänner und ihre Eigenschaften, Symbole und Idealvorstellungen zu sprechen. Danach können Männerbilder und verschiedene Männerrollen gezeigt werden, die nicht in diese stereotype Vorstellung passen, zum Beispiel Männer, die Angst haben oder weinen. Es soll vermittelt werden, dass solche Rollen genauso wichtig und in Ordnung sind (Anhang 5, S. 84; Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 68). Homosexualität wird kurz angeschnitten, jedoch sind keine speziellen Vorschläge zu sexualpädagogischer Arbeit mit homosexuellen Menschen mit so genannter geistiger Behinderung zu finden (Anhang 6, S. 85; Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 97).

Neben Sexualität sind Beziehung und Partnerschaft ein Bestandteil der Sexualpädagogik. Eine Beziehung zu führen kann für einen Menschen mit so genannter geistiger Behinderung unter anderem bedeuten, Verantwortung für einen anderen Menschen zu übernehmen. Anders als bei der Sexualassistenz oder Mitarbeitenden auf Wohngruppen wird sich nicht wegen eines Gehalts gekümmert, sondern im Idealfall aus Interesse und Liebe. Dies kann das Selbstbewusstsein erheblich steigern und auch die Geschlechtsidentität festigen (Hoyler - Herrmann, Walter 1994: 23). Beziehungen und Partnerschaften sollten also gefördert werden, was im Bereich der sexualpädagogischen Materialien unter anderem durch das Bewusstmachen der eigenen Wünsche und durch die Vorstellung von einer Beziehung geschehen soll. Als Beispiel lädt die Bildergeschichte „*Wir haben uns gern!*“ dazu ein, sich damit auseinanderzusetzen und zu reflektieren, was von einer Beziehung erwartet und gewünscht wird. Die Bilder können ausgemalt und die Fortsetzung der Geschichte gemeinsam weitererfunden werden. Auch hier ist wie selbstverständlich von einem heterosexuellen Pärchen die Rede (Anhang 7, S. 85; Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 79 - 80).

So ist es kaum verwunderlich, dass in einem Buch über Lebensrealitäten von Lesben und Schwulen von einem 28-jährigen Mann mit einer von ihm so bezeichneten Lernschwäche berichtet wird, der zwar schon immer wusste, dass er Männer mag, aber mit dem Begriff schwul nichts anfangen konnte, da er im Sexualkundeunterricht nur über Geschlechtsverkehr und Partnerschaft zwischen Mann und Frau aufgeklärt wurde (Rattay 2007: 83 - 85). Erschwerend kommt hinzu, dass die homosexuelle Szene, welche im Bereich LSBTTIQ* informiert und aufklärt, nicht barrierefrei ist. So gibt es Angebote, die nur für Menschen mit einer so genannten Körperbehinderung angeboten werden. Bücher und Materialien zu diesem Thema in leichter Sprache fehlen (Rattay 2007: 155; Rudolph 2001: 29).

Auch Monat (2011: 1) kritisiert in ihrer Arbeit die ausgeprägte Heteronormativität der sexualpädagogischen Materialien der Bundesvereinigung Lebenshilfe und spricht sich daraus folgend für eine intersektionale Sexualpädagogik aus, die dazu beitragen soll:

„die Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen, die Menschen in ihrer geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt begrenzen oder hierarchisch anordnen. Daraus resultierend sollte intersektionale Sexualpädagogik Menschen dazu befähigen, sich selbst in ihrer Identität zu bestimmen und diese Identität als einzigartig und besonders anzuerkennen“ (Monat 2011: 1).

Sie bezieht sich in ihren Ausführungen der intersektionalen Sexualpädagogik auf das intersektionale Mainstreaming nach Scambor und Busche (2009: 1 - 24). Dieses Konzept wurde nach dem Vorbild des Gender Mainstreaming, einer europäischen Gleichstellungsstrategie, entwickelt, um das theoretische Konzept der Intersektionalität in die praktische pädagogische Arbeit implementieren zu können (Scambor, Busche 2009: 2 - 3).

Die gleichen Ziele verfolgt die Sexualpädagogik der Vielfalt, dessen Titel sich an die Pädagogik der Vielfalt von Prengel anlehnt und dem intersektionalem Konzept folgend verschiedene Lebensweisen nicht additiv, sondern plural nebeneinanderstellt (Sielert 2004b: 108):

„Eine Pädagogik der Vielfalt stellt Alltagsannahmen über die vermeintlichen Grundfesten sexueller Identität in Frage, erkennt Ausgeschlossenes und weicht hierarchische Anordnungen auf, ist wachsam gegenüber der Festschreibung, d.h. Verdinglichen von Identitäten, bejaht Unentscheidbares, Nicht-Identisches und Fremdes, unterstützt die Menschen bei der Auseinandersetzung mit subjektiven, sozialen und politischen Realitäten, die Denken, Fühlen und Handeln schubladisieren, gestaltet Erlaubnisräume, in denen sich Vielfalt entwickeln kann“ (Sielert 2004b: 109).

Eine Sexualpädagogik der Vielfalt fördert also die Unterschiedlichkeit von Geschlechtern, Lebensweisen, sexuellen Orientierungen und von Begehren. Hierzu wurde ein Methodenband von Timmermanns und Tuiders mit verschiedensten Materialien zu Vielfalt, Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention im Hinblick auf Themen wie Verhütung oder sexualisierte Gewalt herausgebracht. Zum einen werden Übungen angeboten, die das Reflektieren von Vorurteilen und Stereotypen in Bezug auf Homosexualität und Heterosexualität als Norm behandeln (Anhang 8, S. 86; Timmermanns, Tuiders 2008: S. 97), zum anderen ist in Rollenspielen oder anderen Übungen

selbstverständlich auch von homosexuellen Paaren die Rede, ohne dass die sexuelle Orientierung im Vordergrund steht (Anhang 9, S. 87; Timmermanns, Tuider 2008: 172). Dieses „*konsequente Mitdenken*“ ist notwendig, da immer davon ausgegangen werden muss, dass sich in einer Gruppe Menschen mit unterschiedlichen sexuellen Orientierungen befinden (Timmermanns, Tuider 2008: 19).

4.2.3 Prävention sexueller Gewalt

Sexualpädagogik bedeutet auch das Aufklären über sexuelle Gewalt. Eine repräsentative Studie vom BMFSFJ befragte 1561 Frauen im Alter zwischen 16 bis 65 Jahren mit verschiedenen so genannten Beeinträchtigungen und Behinderungen und fand heraus, dass Frauen mit so genannter Behinderung etwa zwei bis dreimal so häufig sexuelle Gewalt erleben als der weibliche Bevölkerungsdurchschnitt (BMFSFJ: 2011). Eine vergleichbare Studie zu sexueller Gewalt bei Männern mit so genannter geistiger Behinderung ist nicht zu finden.

Viele Menschen mit so genannter geistiger Behinderung sind es gewöhnt, dass ihr Körper bei pflegerischen Tätigkeiten wie dem Waschen oder dem An- und Ausziehen von Mitarbeitenden berührt wird. So kann es schwer sein, abzuschätzen, was zur normalen Alltagsbehandlung gehört und was darüber hinaus übergreifend ist. Allgemein sollten Personen immer von Mitarbeitenden des gleichen Geschlechts gepflegt werden, auch wenn dadurch sexuelle Gewalt nicht ausgeschlossen werden kann (Ortland 2008: 13). Auch Menschen, die nicht täglich auf Pflege angewiesen sind, können Opfer von sexueller Gewalt werden. Ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Mitarbeitenden und Bewohner_innen kann dazu führen, dass Übergriffe aus Angst vor negativen Konsequenzen nicht gemeldet werden. Weiter sind Personen, die überbehütet oder zu strengem Gehorsam erzogen worden sind, besonders gefährdet. Aufklärung hinsichtlich sexueller Gewalt ist ein wirksames Mittel und sollte so früh wie möglich geschehen. Schon von klein auf kann zum Beispiel durch Rollenspiele vermittelt werden, dass der eigene Körper nur einem selbst gehört und es somit auch Freund_innen und Verwandten nicht erlaubt ist, ohne die Erlaubnis der jeweiligen Person diese zu umarmen oder zu küssen (Pro Familia 2011: 16).

Ein positives Beispiel, das mit dem Ansatz des Empowerments und des Peer Counsellings gegen sexuelle Gewalt vorgeht, existiert seit Frühjahr 2009. Unter dem Titel „*Frauenbeauftragte in Einrichtungen*“ können Frauen mit so genannter Behinderung einen Kurs absolvieren und im Anschluss Frauenbeauftragte in ihrem Wohnheim oder ihrer Werkstatt werden. Andere Bewohnerinnen können sich bei Schwierigkeiten oder

sexueller Gewalt an sie wenden (Pro Familia 2011: 17; Puschke 2010: 22). Es wäre jedoch wünschenswert, wenn es solche Ansätze auch für Männer geben würde, da diese ebenfalls Opfer von sexueller Gewalt werden können.

4.3 Lebensphase Pubertät

Auf die Lebensphase Pubertät soll an dieser Stelle gesondert eingegangen werden, da sie eine wichtige Zeit in der Entwicklung der Sexualität und der sexuellen Orientierung ist. Pubertät kommt von dem lateinischen Wort „pubertas“ und bedeutet Geschlechtsreife. Dennoch wird damit im allgemeinen Sprachgebrauch mehr als nur die Sexualität gemeint, nämlich allgemein der Prozess des Erwachsenwerdens.

In diesem Prozess kann zwischen der sexuellen, der psychischen und der sozialen Reife unterschieden werden. Er verläuft bei Jugendlichen mit so genannter geistiger Behinderung teilweise anders als bei Jugendlichen ohne so genannte geistige Behinderung. Die sexuelle Reife, mit der tatsächlich die Geschlechtsreife gemeint ist, wird unabhängig von der so genannten geistigen Behinderung bei Mädchen zwischen 11-13 Jahren und bei Jungen zwischen 14- 15 Jahren erreicht. Daher rührt auch die Empfehlung, spätestens mit 11 Jahren aufzuklären. (Achilles 2016: 41).

Häufig leiden Jugendliche mit so genannter geistiger Behinderung noch mehr unter den Veränderungen ihres Körpers und fragen sich, was schon wieder nicht mit ihnen stimme (Achilles 2016: 41). Körperliche Veränderungen müssen deshalb offen thematisiert werden, um einen natürlichen Umgang zu fördern. Gerade in dieser Zeit fällt es schwer, die so genannte Behinderung zu akzeptieren, was jedoch auch von unterschiedlichen Reflektionsfähigkeiten und kognitiven Möglichkeiten abhängt. Fragen nach der Ursache der Behinderung können von Eltern oft nicht beantwortet werden, was Frustration und ein schlechtes Selbstbild auslösen kann (Pro Familia 2011: 10 - 11).

Mit der psychischen Reife ist die seelische Selbstständigkeit gemeint, die nicht immer erreicht werden kann. Dazu gehört die Ablösung vom Elternhaus, kritisches Denken und das Bilden von eigener Meinung und Identität. Jugendliche mit so genannter geistiger Behinderung erleben hier eine Abhängigkeit von den Eltern, die teilweise durch Zurückziehen oder aggressives Verhalten kompensiert werden (Achilles 2016: 42). Sie führen oft ein sehr behütetes Leben und haben deshalb Schwierigkeiten, sich selbst ungestört als sexuelle Wesen zu entdecken und auszuprobieren (Winkler 2011:

22). Eine „*altersgemäß differenzierten Vertrautheit mit dem eigenen Körper und seinen Funktionen*“ ist schwer zu erreichen (Bach 1981: 24). Denn wie bereits erklärt, ist die körperliche Entwicklung meist unauffällig, die emotionale Entwicklung verzögert (Pro Familia 2011: 10).

Als soziale Reife wird die Unabhängigkeit verstanden. Dies ist für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung ebenfalls schwer zu erreichen, es kann jedoch durch das Ausziehen in eine Wohngruppe oder eine sonstige Form von Wohnen mit Unterstützung eine Ablösung von den Eltern erfolgen, die als ein erster Schritt zur Unabhängigkeit verstanden werden kann (Achilles 2016: 42 - 43).

Wie Krell und Oldemeier (2015: 6) in ihrer Studie darstellten, wurde den meisten Jugendlichen ohne so genannter Behinderung ihre Homosexualität sehr früh bewusst. Das äußere Outing fand durchschnittlich mit knapp 17 Jahren statt. In einer Studie von 2001 beschäftigte sich Rudolph (2001: 74) mit der Lebenssituation von Lesben, Schwulen und Bisexuellen mit so genannter körperlicher Behinderung. Hier wurde deutlich, dass sich das Coming-Out nach dem ersten Wahrnehmen der Gefühle um bis zu 5 Jahre verzögerte. So hatten die jungen Männer in dieser Studie ihr Coming-Out als schwul zwischen 16 und 20 Jahren, die jungen Frauen als lesbisch zwischen 18 und 24 Jahren. Auslösungsgründe war meist der Kontakt zu anderen homosexuellen Jugendlichen.

Beim Vergleichen beider Studien fällt auf, dass das Alter des Outings sich bei Männern mit und ohne so genannte Behinderung nicht signifikant unterscheidet. Jedoch outen sich Frauen mit so genannter körperlicher Behinderung später als Frauen ohne so genannte körperliche Behinderung. Neben allgemeinen Gründen wie einer bereits vorhandenen Beziehung mit einer Person des anderen Geschlechts, Erwartungen der Eltern, Angst vor Reaktionen aus dem Freund_innenkreis oder Vorurteilen hinsichtlich Aids (Rudolph 2001: 71 - 72) war ein spezifischer Grund, den Frauen angaben, dass ihre Beziehung zu einem Mann eine Kompensation der Behinderung war. Wurde eine Frau trotz so genannter körperlicher Behinderung von einem Mann als attraktiv gesehen, empfand sie sich tatsächlich als attraktiv. Dazu wurde auch das Gefühl berichtet, als „richtige“ Frau wahrgenommen zu werden. Währenddessen wurde eine gleichgeschlechtliche Beziehung als „*es sich einfach machen*“ wahrgenommen. Dies zeigt in aller Deutlichkeit auf, inwiefern Geschlechter- und Machtverhältnisse das Verhältnis zum eigenen Körper beeinflussen (Rudolph 2001: 74).

Größtenteils wurde die eigene Homosexualität zuerst als etwas Negatives gesehen, als „*zusätzliche Belastung*“. Hinzu kamen Barrieren aufgrund körperlicher Gegebenheiten, die es erschwerten, sich zu informieren oder LSBTTIQ* Internetseiten oder Gruppen zu besuchen (Rudolph 2001: 82 - 83). Auch hier berichteten Jugendliche von negativen Erfahrungen im Elternhaus oder Freund_innenkreis (Rudolph 2001: 76). Als „*Doppeltes Coming-Out*“ wird in diesem Zusammenhang bezeichnet, dass Menschen mit so genannter Behinderung sich „*im Behindertenkontext*“ als homosexuell und im „*lesbisch - schwulen Kontext*“ als behindert outen müssen (Ulbricht 2003: 78).

4.4 Schwierigkeiten einer selbstbestimmten Partnerschaft und Sexualität

Auf Schwierigkeiten, die die Möglichkeiten auf selbstbestimmte Partnerschaft und Sexualität mindern, soll nun weiter eingegangen werden. Da sich die Lebensrealitäten von Personen, die auf Wohngruppen, und Personen, die noch zu Hause leben, in einigen Bereichen deutlich unterscheiden, sollen diese getrennt voneinander behandelt werden. Dies soll nicht ausschließen, dass andere Wohnformen, wie zum Beispiel das Leben in einer eigenen Wohnung mit Unterstützung durch einen ambulanten Dienst, existieren.

4.4.1 Leben auf einer Wohngruppe

Das Leben auf einer Wohngruppe hat sich in den letzten Jahren durch das veränderte Behinderungsbild ebenfalls verändert. Früher waren Geschlechter strikt getrennt und Mehrbettzimmer die Norm. Das Entdecken des eigenen Körpers war deshalb kaum möglich und durch das Trennen der Geschlechter war es zumindest heterosexuellen Personen nicht möglich, sexuelle Kontakte und Beziehungen zu entwickeln (Römer 1995: 25).

In diesem Zusammenhang wird die so genannte „*Nothomosexualität*“ thematisiert, die in geschlechtshomogenen Institutionen, welche gegengeschlechtliche Kontakte nicht vorsehen, auftreten kann. Neben Einrichtungen der Behindertenhilfe werden als Beispiel Gefängnisse genannt. (Römer 1995: 25). Es wurde beobachtet, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen und Sexualkontakte in homogenen Gruppen zurückgehen, wenn die Chance besteht, mit Personen des anderen Geschlechts Bindungen aufzubauen. Trotzdem wird Homosexualität in diesem Kontext bei Menschen mit so

genannter geistiger Behinderung als ein „sozialer Fortschritt“ angesehen, da eine soziale Bindungsfähigkeit vorhanden sein muss, um eine Beziehung einzugehen (Walter 1993: 17). Wie die Kinsey Studie zeigt, ist Homo- und Heterosexualität jedoch nicht immer eindeutig zu kategorisieren, weshalb es fraglich ist, inwiefern tatsächlich von einer „Not“ gesprochen werden kann.

Mittlerweile wurde unter Art. 19a der UN BRK festgelegt, dass selbst ausgesucht werden kann, wo und mit wem zusammengewohnt wird. In der Praxis ist dies aufgrund baulicher Gegebenheiten oder personeller Engpässe nicht immer umsetzbar (Zinsmeier 2010: 15).

Weitere Strukturen der Organisation können die Individualität und Freiheit einzelner Personen und somit auch die sexuelle Selbstbestimmung oder das Aufbauen und Führen einer Beziehung einschränken. Hausordnungen von Wohngruppen untersagen es oft, dass Bewohner_innen nach Eintreten der Nachtruhe Besuch auf ihrem Zimmer empfangen dürfen, auch wenn es rechtlich gesehen nicht erlaubt ist, Sozialkontakte der Bewohner_innen zu reglementieren (Zinsmeier 2010: 14,16). Regeln, wie etwa das Einhalten von Essenszeiten, schmälern darüber hinaus die Möglichkeiten, denn falls ein Zimmer geteilt werden muss, sind Essenszeiten möglicherweise eine der wenigen Chancen auf Privatsphäre. Diese Beispiele zeigen, dass Grundvoraussetzungen der sexuellen Selbstbestimmung Autonomie und allgemeine Selbstbestimmung im Alltag sind (Zinsmeier 2010: 14). Daneben weisen Konzeptionen und sexualpädagogische Maßnahmen verschiedener Einrichtungen keine allgemeinen Standards auf. Eine Kritik ist, dass Fachkräfte eher zufällig auf das Thema Sexualität vorbereitet werden und es wenig spezifische Fortbildungen in diesem Bereich gibt (Specht 2010: 6).

2013 befragte Ortland (2006:10,23) 640 Mitarbeitende von Wohneinrichtungen für erwachsene Menschen mit so genannter geistiger Behinderung zum Thema sexuelle Selbstbestimmung mit Hilfe eines anonymisierten Fragebogens und stellte in ihren Ergebnissen dar, dass sich ungefähr zwei Drittel der Mitarbeitenden Beratung für die Bewohner_innen durch internes Fachpersonal und ungefähr die Hälfte der Mitarbeitenden Beratung durch externe Sexualpädagog_innen wünschen (Ortland 2006: 102), was einen Bedarf in diesem Bereich deutlich macht. Jeschke und Lehmkuhl (2009: 311) befragten im Rahmen ihrer 2006 veröffentlichten Studie zu sexueller Selbstbestimmung und sexueller Gewalt in Wohneinrichtungen für junge Menschen mit so genannter geistiger Behinderung Mitarbeitende unter anderem zu Akzeptanz

und Auftreten von Homosexualität und kamen hierbei zu dem Schluss, dass Mitarbeitende dem Thema mit „*Wiedergabe von Alltagswissen oder veralteten Vorurteilen*“ begegnen (Jeschke, Lehmkuhl 2006: 296).

Schulte (1999: 39 - 40) kritisiert den „*Wahrnehmungsfilter*“ bei vielen Mitarbeitenden, die die sexuelle Orientierung gar nicht erst sehen wollen. Solange sich homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung ruhig verhalten würden und anderen Bewohner_innen oder Mitarbeitenden gegenüber nicht zudringlich werden würden, würde diese Form der sexuellen Orientierung nicht ernst und weiter sogar oft nicht wahrgenommen werden.

Dies verdeutlicht ein Beispiel von zwei Frauen mit einer so genannten Lernschwierigkeit, die sich in einem Wohnheim ein Zimmer teilten und dort auch Geschlechtsverkehr hatten. Dies wurde von Mitarbeitenden nie thematisiert, sondern schweigend geduldet. Nun könnte angemerkt werden, dass dies besser wäre als daraus eine große Sache zu machen. Doch bestünde das Paar aus einem Mann und einer Frau, so würde damit anders umgegangen werden. Das Vorgehen ist auch insofern fragwürdig, dass vielleicht Fragen zu Sexualität bestehen würden und somit zumindest ein Gespräch angeboten werden sollte (Puschke 2010: 20).

Im Rahmen des intersektionalen Mainstreaming wird die Analyse von Organisation und Belegschaft beschrieben (Scambor und Busche 2009: 10). Es wird unter anderem vorgeschlagen, die pädagogische Belegschaft zu dem Thema Gesellschaft und Arbeitsteilung zu analysieren, um Fragen zu Geschlechterverhältnissen, Chancenverteilung, Rassismus und ähnlichem deutlich zu machen. So kann herausgefunden werden, ob es bestimmte Regelmäßigkeiten zwischen der Arbeitsteilung und verschiedenen Geschlechtern gibt. In Deutschland sind zum Beispiel die meisten Pädagog_innen weiß, heterosexuell, weiblich und deutsch, in einigen Bereichen wie Kindergärten sind nur 5% der Mitarbeitenden männlich. Gerade diese Frage nach Repräsentation verschiedener Menschen in Teams ist von Bedeutung, da sich Klient_innen, in diesem Fall Menschen mit so genannter geistiger Behinderung, auf Wohngruppen entweder mit den Mitarbeitenden identifizieren können oder nicht, was beides Chancen mit sich bringen kann. Rollenvorbilder sind wichtig, doch auf Wohngruppen suchen viele Menschen nach einem eher konservativen Lebensmodell mit Mann und Frau, einer eigenen Wohnung, Heirat und Kinder. Denn dies das Bild ist, dass sie oft vermittelt bekommen und stellt für sie gewissermaßen ein Ideal des „*normalen Lebens*“ dar, welches es zu erreichen gilt (Winkler 2011: 23). Deshalb wäre

das Erleben von anderen Lebensrealitäten durch Mitarbeitende ebenfalls wichtig, besonders wenn über diese offen in einem angemessenen Rahmen gesprochen werden kann. Dieses Austauschen bietet eine Chance für neue Reflexionsprozesse, verschiedene Diskussionen und das Überdenken von eigenen Meinungen und Haltungen, wovon Mitarbeitende wie Bewohner_innen gleichermaßen profitieren würden. Auch hier wären die Organisationen in der Verantwortung, unterschiedliche Teams und die Offenheit mit dieser Verschiedenheit zu befürworten und darüber hinaus zu fördern.

Dennoch soll an dieser Stelle auch deutlich gemacht werden, dass eine homosexuelle Orientierung und daraus folgend eine gleichgeschlechtliche Sexualität und/oder Partnerschaft nicht immer Probleme mit sich bringen müssen. Dies zeigt ein Beispiel einer Frau mit einer so genannten geistigen Behinderung, die von ihrer Beziehung erzählt:

„«Wir sind ein Liebespaar!» Und dann: «Im Heim dürfen wir keine Sexualität haben. Aber wir sind miteinander im selben Zimmer und haben Glück. Denn sie wissen nicht, dass es auch zwei Frauen miteinander machen können.»“ (Kaiser 2005: 11).

Auch wenn hier positiv auffällt, wie offen und selbstverständlich die Frauen damit umgehen, soll dennoch kritisch auf den allgemeinen Umgang mit dem Thema Sexualität in diesem Heim hingewiesen werden, das die sexuelle Selbstbestimmung weder fördert noch duldet.

4.4.2 Leben bei den Eltern

„Sexualität erleben? Ja, das wünschen wir unserem Kind selbstverständlich, aber die Konditionen setzen wir fest. Mit wem und wie und wann, da wollen wir schon ein Wörtchen mitreden“ (Achilles 2016: 86).

So Achilles, die Mutter eines Jungen mit so genannter geistiger Behinderung, die sich mit diesem Thema in Form von Büchern und Artikeln auseinandersetzt und auf die Probleme von Eltern eingeht, loszulassen. Oft sehen Eltern auch in ihrem mittlerweile erwachsen gewordenen Kind immer noch ein Kind, das geschützt werden muss. Dies hängt mit der Pflege und der bereits thematisierten Abhängigkeit von ihnen zusammen, wodurch nicht bemerkt wird, dass aus Kindern erwachsene Personen mit Bedürfnissen nach Sex und Liebe geworden sind (Pro Familia 2011: 5).

Häufig ist es für Jugendliche und Erwachsene mit so genannter geistiger Behinderung schwierig, Freundschaften oder Beziehungen aufzubauen und zu erhalten. Durch

eine nicht so große Auswahl an speziellen Schulen oder Freizeitmöglichkeiten ergeben sich lange Anfahrtswege, und Menschen, die sich in solchen Institutionen kennengelernt haben, wohnen somit oft weit voneinander entfernt. Je nach Ausprägung der so genannten geistigen Behinderung können öffentliche Verkehrsmittel, um Freund_innen oder potentielle Beziehungspartner_innen zu treffen, nicht alleine genutzt werden, wodurch die Abhängigkeit durch die Eltern verstärkt wird (Pro Familia 2011: 7).

Durch das Führen einer Partnerschaft wird der Mensch ein Stück weit mehr erwachsen und lernt für sich selbst und auch für andere Verantwortung zu übernehmen, was gerade für die Erziehungspersonen nicht leicht zu akzeptieren sein kann. Das Führen einer Beziehung kann so auch eine Chance sein, sich abzugrenzen. Dennoch bekommen Eltern von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung immer noch mehr mit, als es bei Jugendlichen ohne so genannter Behinderung der Fall wäre. Bei Themen zur Sexualität wird deshalb ein Tabu verletzt, da ansonsten durch das Erwachsenwerden der Kinder Sexualität als Privatsphäre angesehen wird, die ab einem gewissen Alter ungern mit den Eltern besprochen wird. Dies ist ein weiterer Grund, der es Eltern nicht einfach macht, ihr Kind als Person mit sexuellen Bedürfnissen zu akzeptieren und unterstützen (Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 11 - 12).

Weiter haben diese Eltern oft ein besonderes Bedürfnis, vor Liebeskummer, ungewollter Schwangerschaft oder auch sexuellen Gewalterfahrungen zu schützen. Es ist nicht leicht zu verstehen, dass ein Kind trotz so genannter geistiger Behinderung seine eigenen Erfahrungen sammeln muss (Pro Familia 2005: 5). So muss seinen Kindern auch zugestanden werden, Liebeskummer zu haben (Achilles 2016: 86).

Aus rechtlicher Sicht kann Freiheit auch „*die Freiheit sich selbst zu schädigen*“ bedeuten (Zinsmeier 2010: 16). Wie schon im Kapitel zur Selbstbestimmung diskutiert wurde, hat dies immer Grenzen und muss auch in Aspekten zu Sexualität und Beziehung individuell betrachtet werden, besonders wenn die Gefahr der sexuellen Gewalt besteht.

Achilles (2010: 13) beschreibt in ihrem Buch die Hilflosigkeit mit ihrem pubertären Sohn und dass es neben viel Fachliteratur wenig praktische Tipps für Eltern und Angehörige gab. Entwickelt das Kind mit so genannter geistiger Behinderung nun nicht eine von der Gesellschaft als normal wahrgenommene sexuelle Orientierung, sondern fühlt sich zum eigenen Geschlecht hingezogen, ist dies nicht nur für Kinder, sondern auch für die Eltern eine besondere Situation, für die Literatur fast völlig fehlt.

So wird von einer Mutter berichtet, die den Verdacht hegte, ihr Sohn mit einer so genannten geistigen Behinderung sei womöglich schwul: *„Ich hätte ihm von Herzen Liebe und Partnerschaft gegönnt [...]. Aber dass Stefan homosexuell werden würde, daran habe ich im Traum nicht gedacht“* (Achilles 2016: 88).

Eltern von homosexuellen Kindern werden beim Kennenlernen des Partners oder der Partnerin noch einmal in einer sehr konkreten Form mit der sexuellen Orientierung ihres Kindes konfrontiert. Besonders wenn zuvor kein oder wenig Kontakt zu gleichgeschlechtlichen Paaren bestand, kann das Küssen oder Berühren eines solchen Paares befremdlich sein (Rauchfleisch 2012: 122 - 123).

Manche Eltern haben darüber hinaus das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, wenn ihr Kind nicht heterosexuell ist (Rauchfleisch 2012: 21). Genauso gibt es Eltern, die Schuldgefühle haben, weil ihr Kind eine so genannte geistige Behinderung hat. Wurde das Outing bis jetzt nur aus der Sicht eines homosexuellen Menschen gesehen, soll an dieser Stelle erwähnt werden, dass auch Eltern in gewisser Weise ein Outing haben. Sie sind oftmals die Personen, die Nachbar_innen, Freund_innen oder Verwandten sagen, dass ihr Kind homosexuell ist, was je nach Familienkonstellation ebenfalls eine Überwindung sein kann (Rauchfleisch 2012: 92 - 94). Zwar kann argumentiert werden, dass die sexuelle Orientierung nicht bekannt gemacht werden muss, doch vielen homosexuellen Menschen ist es wichtig, dass ihre sexuelle Orientierung bekannt ist, wenn sie sich dazu entschlossen haben, sich zu outen (Rauchfleisch 2012: 92 - 94). Wird nun zusätzlich die Bekanntmachung einer so genannten Behinderung als Outing gesehen, haben Eltern von Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung ebenfalls ein „*Doppeltes Coming-Out*“.

4.5 Sexualassistenz

Bei Sexualassistenz wird zwischen passiver und aktiver Assistenz unterschieden. Passive Sexualassistenz kann das Kaufen von Kondomen für eine andere Person, die dazu selbst nicht in der Lage ist, oder das Vermitteln einer Sexarbeiterin oder eines Sexarbeiters bedeuten, während aktive Sexualassistenz sexuellen Körperkontakt beinhaltet. Hierbei ist wichtig, dass es nicht nur um den Ersatz einer Sexualpartnerin oder eines Sexualpartners geht, sondern wie auch bei allgemeiner Sexualpädagogik um einen Zugang zum Körper. Durch das Wahrnehmen und Spüren kann dieser als sexuell attraktiv wahrgenommen werden und dabei helfen, sich im eigenen Körper wohlfühlen und Nähe zu spüren. Weitere Aufgaben der aktiven Sexualas-

sistenz können sein, Pärchen oder Einzelpersonen zu beraten oder bestimmte Praktiken mit ihnen zu üben, sowie bei der Selbstbefriedigung Hilfe zu leisten (Pro Familia 2011: 18).

Gerade auf Wohngruppen sind die Möglichkeiten der passiven Sexualassistenten abhängig von der Bereitschaft der Mitarbeitenden und der Organisation, wobei der Wille oft da ist. Erneut kann auf die Studie von Ortland (2016: 103) verwiesen werden, in der sich Mitarbeitende einen leichteren Zugang zu sexuellen Hilfsmitteln und Sexualassistenten für ihre Bewohner_innen wünschen. Weniger als 1% der von Ortland befragten Mitarbeitenden geben an, dass in ihren Einrichtungen die Möglichkeit der Sexualassistenten bestehe, während sich fast die Hälfte der Befragten dieses Angebot wünschen würde.

Rechtliche Unklarheiten unter den Mitarbeitenden, die sich unsicher sind, was erlaubt ist und was nicht, erschweren Angebote der passiven und aktiven Sexualassistenten. Hier stehen sich das bereits angesprochene Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und das Verbot der Verbreitung von Pornographie in §184 StGB sowie der Verdacht auf sexuellen Missbrauch widerstandsunfähiger Personen in §174c und §179 StGB gegenüber (Zinsmeier: 2010: 14). Die Vermittlung einer Sexarbeiterin oder eines Sexarbeiters, welche sexuelle Handlungen mit einer Person ausüben, ist nicht strafbar, solange in einem Wohnheim keine minderjährigen Menschen wohnen. Sexuelle Unterstützung in Form von Hilfe bei der Selbstbefriedigung sollte jedoch nicht von Mitarbeitenden erfolgen, da dies oft missverstanden werden kann und die Grenzen zwischen Hilfe und Missbrauch nicht eindeutig sind (Pro Familia 2011: 17 - 18).

Das Institut zur Selbstbestimmung Behinderter, kurz ISBB, ist ein deutschlandweit einmaliges Institut von dem Diplompsychologen Lothar Sandfort. Zusammen mit Nina de Vries, die sich auf Sexualassistenten für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung spezialisiert hat, erfand er den Begriff Sexualbegleiter_innen. Dies sind Sexarbeiter_innen die eigens für sexuelle Kontakte mit Menschen mit so genannter Behinderung von Sandfort und de Vries ausgebildet werden, wobei eine größere Nachfrage nach weiblichen Sexualbegleiterinnen besteht (Mirwald, Vetter 2007. TC: 00:22:40 - 00:22:50; Nina de Vries 2013).

Das ISBB versteht sich selbst als eine Initiative von Menschen mit und ohne so genannter Behinderung, die therapeutisch arbeiten und sich für die (sexuelle) Emanzipation und Selbstbestimmung für Menschen mit so genannter Behinderung einsetzen. Es werden verschiedene Angebote wie Einzel- und Paarberatungen, Workshops

oder Therapien mit Männern, die sexuell übergriffig geworden sind, angeboten (ISBB o. J.: 1)

Weiter gibt es Erotik-Workshops, auch speziell für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung. Bei diesen mehrtägigen Workshops wird in der Einrichtung übernachtet. Es werden verschiedene Körperwahrnehmungsübungen angeboten, daneben gibt es die Möglichkeit, mit Sexualbegleiterinnen Zeit alleine zu verbringen. Gerade bei Menschen mit einer so genannten geistigen Behinderung geht es vorwiegend nicht um genitalen Geschlechtsverkehr, sondern stattdessen um Nähe und Berührung oder auch darum, zu sehen und zu spüren, wie sich Geschlechtsorgane bei einer anderen Person anfühlen (Mirwald, Vetter 2007. TC: 00:29:20 - 00:29:40).

Diese Angebote haben nicht nur positive Resonanz. Generell wird Sexualbegleitung von Frauen kritischer gesehen als von Männern, da diese oft ein anderes Bild von Sexarbeit haben, welches sie mit Zwangsprostitution und Herabsetzung von Frauen verbinden (Puschke 2010: 20).

Es wird kritisiert, dass Sexualassistenten Sexualität „beibringen“ möchte. Der Psychoanalytiker Buchholz plädiert in einem Zeitungsartikel, dass die Initiative nicht von außen, sondern als Eigeninitiative kommen muss, und bezeichnet Sexualassistenten für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung als „überaktives Hilfsangebot“ (Wolfskämp 2011: 27). Er betont, dass eine problemfreie Sexualität bei allen Menschen gleichermaßen eine Illusion sei. Denn auch Menschen ohne so genannte geistige Behinderung müssen ihre Erfahrungen alleine machen und haben mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Für ihn ist die Problematik nicht sexuell, sondern gesellschaftlich und steht im Zusammenhang mit der bereits angesprochenen Verleugnung der Sexualität von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung. Er spricht sich deshalb für „behutsame Gesprächsangebote“ aus und sieht ein Problem darin, dass Menschen mit so genannter geistiger Behinderung sexuelle Handlungen gegen Bezahlung bekommen, da dies, wie bei allen anderen Menschen auch, zu Scham führen kann (Wolfskämp 2011: 28). Winkler argumentiert stattdessen, dass diese Schonhaltung „anmaßend“ sei, und wünscht sich auch in diesem Teil etwas mehr Normalität und Gleichbehandlung (Wolfskämp 2011: 28).

Matthias Vernaldi, der selbst eine so genannte körperliche Behinderung hat und sich für die Enttabuisierung von Behinderung und Sexualität einsetzt, kritisiert die Sexualbegleitung mit sehr deutlichen Worten. Mit „*Eine Hure, die es für Behinderte macht, ist ja eine Heilige*“ spielt er auf die von ihm so bezeichnete Doppelmoral an, die Sexar-

beit beschönigt und im Zusammenhang mit einer so genannten Behinderung als etwas Besseres wahrnimmt (Mirwald, Vetter 2007. TC: 00:36:00-0037:15). Für ihn sind spezielle Sexualbegleiter_innen ein „Sonderweg“ und das Gegenteil von Inklusion. Dennoch räumt er ein, dass er in Berlin lebe, wo es viele Angebote gebe. Auf dem Land sehe dies anders aus, womit in verschiedenen Gebieten Sexualbegleiter_innen die einzige Möglichkeit für manche Menschen seien, Sexualität mit einer anderen Person zu erleben (Mirwald, Vetter 2007. TC: 00:46.21 - 00:46.40).

Ein Beispiel für gelungene Inklusion im Bereich Sexualität für Menschen mit so genannter körperlicher Behinderung ist das Liberty Bordell in Berlin. Auf der Homepage findet sich neben allgemeinen Beschreibungen der Sexarbeiterinnen wie selbstverständlich auch ein Abschnitt, der die Barrierefreiheit der Einrichtung thematisiert (Agentur Liberty 2017: 1).

Da Sexualassistenz oder Sexualbegleiter_innen nicht als Eingliederungshilfebedarf zählt, der die Förderung der Alltagskompetenz und das Einbinden in die Gemeinschaft umfasst, ist es für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung finanziell oft schwierig, sich eine Sexualbegleitung oder Sexualassistenz zu leisten. Sexuelle Bedürfnisse zählen zu den Grundbedürfnissen, die durch die Zahlung des allgemeinen Regelsatzes für Sozialhilfe gedeckt sein muss (Zinsmeier: 2010: 14).

4.6. Geschlechterspezifische Unterschiede

Neben dem Unterschied, dass einige lesbische Frauen mit so genannter körperlicher Behinderung ihre Beziehungen zu einem Mann als Kompensation ihrer so genannten Behinderung benutzen (Rudolph 2001: 74 - 75), gibt es weitere geschlechterspezifische Unterschiede, wie Frauen und Männer mit so genannter geistiger Behinderung ihre Homosexualität erleben und ausleben können. Diese werden im Folgenden in ihren Ansätzen dargelegt.

Generell wird Sexualität am ehesten bei heterosexuellen Männern mit so genannter Behinderung thematisiert, da, wie bereits erläutert wurde, Sexualität mit Männlichkeit assoziiert wird (Rudolph 2001: 35). So beschreibt auch Lothar Sandfort, dass Angebote der Sexualassistenz vorwiegend von heterosexuellen Männern in Anspruch genommen werden. Dies liegt laut ihm daran, dass Männer eher aggressiv werden und ihre Probleme nach außen tragen, so auch Probleme, die mit Sexualität zu tun haben. Währenddessen richten Frauen ihre Probleme mehr nach innen, womit sie weniger Hilfe bekommen als Männer (Mirwald, Vetter 2007. TC: 00:41:56 - 00:43:52).

Dass Frauen stattdessen weniger sexuelle Bedürfnisse zugesprochen werden, führt auch dazu, dass sexuelles Begehren zwischen zwei Frauen häufig nicht wahrgenommen und zum Beispiel oft angenommen wird, ein lesbisches Pärchen seien einfach zwei Freundinnen (Rauchfleisch 1994: 32). Die folgende Schilderung einer Frau mit einer so genannten körperlichen Behinderung zeigt, wie dieser Eindruck verstärkt werden kann, was ein praktisches Beispiel für Chrenshaws Aussage ist, es gäbe auch in marginalisierten Gruppen Hierarchiestrukturen (Chrenshaw 1989: 149):

„Wenn ich mit meiner Liebsten durch die Gegend laufe, dann würde ich 100:1 wetten, dass wir nicht als lesbisches Paar wahrgenommen werden, sondern als ´ne nette Frau, die ihre behinderte Freundin irgendwohin begleitet, aber nicht ihre Partnerin, selbst wenn wir Händchen halten. Ist ja ohnehin was, womit wir Lesben zu kämpfen haben. Ich denke aber, behinderte Lesben noch mal verstärkt, einfach nicht wahrgenommen zu werden als Partnerin“ (Rudolph 2001: 87).

Männer haben stattdessen mit einer anderen Schwierigkeit zu kämpfen. Gerade bei schwulen Männern herrscht ein großer Zwang, äußerlich einer gewissen Norm zu entsprechen, was von vielen Menschen als belastend wahrgenommen wird. Menschen, die eine sichtbare so genannte Behinderung haben, beschreiben ihre Schwierigkeiten, jemanden kennenzulernen, da oft assoziiert wird, man sei nicht hübsch oder *„nicht gut im Bett“* (Rudolph 2001: 91 - 92)

Bei homosexuellen Männern mit so genannter geistiger Behinderung ist es möglich, dass diese, solange sie dem Schönheitsideal entsprechen, ohne große Schwierigkeiten Sexualkontakte knüpfen können. Das Führen einer Beziehung mit jemandem, der eine so genannte geistige Behinderung hat, wird aber oft abgelehnt, was als Kränkung empfunden wird. Schwule Menschen ohne so genannte geistige Behinderung berichten nach solchen sexuellen Kontakten über ihre Zweifel, ob sie einen Menschen mit so genannter Behinderung ausnutzen (Schulte 1999: 40). Es wird weiter von einem Mann mit einer von ihm bezeichneten Lernschwierigkeit berichtet, der diese Lernschwierigkeit verschweigt, wenn er sich in der homosexuellen Szene aufhält, um potentielle Sexualkontakte nicht abzuschrecken (Rattay 2007:83 - 85).

5. Halbstandardisierte Interviews mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung

Durch qualitative Interviews wurde versucht, Lebensrealitäten zu erfassen. Es wurde als wichtig befunden, mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung ins Gespräch zu kommen und mit ihnen, nicht über sie, zu reden. Gerade wenn der Selbstbestimmungsaspekt umgesetzt und eine inklusive Gesellschaft befürwortet wird, ist die logische Konsequenz, alle Menschen auch in Forschungsfragen zu inkludieren und sie als gleichwertig wahrzunehmen. So auch Strupp (2006: 6), die dies mit dem Ansatz des Empowerments begründet und zu dem Schluss kommt, dass es *„unerlässlich“* ist, *„den Klienten ein eigenes Problembewusstsein, eine eigene Einsicht und vor allem ein eigenes Erleben zuzutrauen“*.

An dieser Stelle soll erneut auf die Forschungsfrage hingewiesen werden, ob Menschen mit so genannter geistiger Behinderung ihre Homosexualität akzeptieren können und welche Möglichkeiten sie haben, diese in Bezug auf selbstbestimmte Sexualität, Liebe und Partnerschaft auszuleben. Ein weiteres Augenmerk soll auf eventuelle Schwierigkeiten aufgrund der so genannten geistigen Behinderung oder wegen des Umfeldes (Wohngruppe, Eltern) liegen. Ebenso soll darauf eingegangen werden, in wie weit die LSBTTIQ* Szene barrierefrei ist und eine Möglichkeit für homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung darstellt, zum Beispiel Unterstützung bei dem Prozess des Coming - Outs zu finden oder andere Menschen aus dem LSBTTIQ* Bereich kennenzulernen.

Es soll deutlich gemacht werden, dass aus den Interviews keine allgemeingültigen Schlüsse gezogen werden können. Im Rahmen dieser Arbeit war es nicht möglich, genug Interviews zu führen, um repräsentative Aussagen zu treffen. Trotzdem konnten wertvolle Erkenntnisse gewonnen werden. Es wird dazu eingeladen, diese als Impuls und Möglichkeit zu sehen, über die Lebenssituationen dieser Menschen nachzudenken.

5.1 Ethische Vorüberlegungen

Das Forschen mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung und die besonderen Anforderungen sowie die Reflexion darüber sind ein noch sehr unerforschtes Thema im deutschen Sprachraum und es finden sich hierzu nur wenige wissenschaftliche Publikationen (unter anderem Buchner 2006; Hagen 2001). Neben diesen gibt es weitere Autor_innen, die sich zwar während ihrer Forschung auf Menschen mit

geistiger Behinderung stützen, diese Methode aber nur innerhalb der Ergebnisdarstellung anschneiden und wenige theoretische Vorüberlegungen in ihren Ausarbeitungen haben (unter anderem Strupp 2006).

Generell gilt laut dem Ethik Codex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS) immer, dass die Teilnahme an einer Forschung freiwillig sein muss und die teilnehmenden Menschen, soweit möglich, über Ziele und Methoden der Forschung informiert werden müssen (DGS, BDS 2017: 2). Zur Forschung bei Menschen mit geistiger Behinderung findet sich in diesem Codex nichts Spezifisches, jedoch gibt es einen Hinweis auf den besonderen Schutz von Randgruppen oder Menschen mit geringem Bildungsgrad:

„Besondere Anstrengungen zur Gewährleistung einer angemessenen Information sind erforderlich, wenn die in die Untersuchung einbezogenen Individuen über eine geringe Bildung verfügen, einen niedrigen Sozialstatus haben, Minoritäten oder gesellschaftlich marginalisierten Bevölkerungsgruppen angehören“ (DGS, BDS 2017: 2).

Buchner empfiehlt mindestens ein Gespräch im Voraus, in denen die Punkte der Freiwilligkeit in einfacher, klarer Sprache deutlich gemacht werden sollen. Weiter soll dies in einem ungestörten Setting stattfinden und genügend Zeit zur Entscheidung gegeben werden. Relevant ist, dass deutlich gemacht wird, dass das Einverständnis zu jedem Zeitpunkt wieder zurückgezogen werden kann (Buchner 2008: 1). Hier kann diskutiert werden, inwieweit das Einverständnis von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung reicht. Einerseits ist es diskriminierend, Menschen mit so genannter geistiger Behinderung die Fähigkeit absprechen zu wollen, eigene Entscheidungen zu treffen und somit auch ein eigenes, selbstbestimmtes Einverständnis zu geben. Auf der anderen Seite gilt, wie im Ethik Codex dargelegt, ein besonderer Schutz. Zudem stellt sich die Frage, ob ein Einverständnis von einer Person, die die gesetzliche Vertretung hat, oder von den Eltern aus ethischer Sicht korrekt ist und als tatsächliche Einwilligung gesehen werden kann. Denn es kann nur vermutet werden, inwiefern diese Zustimmung dem tatsächlichen Willen der zu befragenden Person entspricht (Flick 1995: 64). Flick (1995: 64) fasst dazu zusammen, dass dies in jedem Fall konkret abgewogen werden muss und keinesfalls pauschal entschieden werden kann.

Es muss darauf geachtet werden, dass das Machtgefälle zwischen der interviewenden und der befragten Person so gering wie möglich bleibt, was in der Verantwortung

der Person liegt, welche das Interview führt. Buchner (2008: 2) schlägt dazu nach dem Konzept von Walmsley und Johnson vor, Menschen mit Behinderung aktiv in den Forschungsprozess einzubinden und sie beispielsweise die Forschungsfrage bestimmen zu lassen, was als „*inclusvie reasearch*“ bezeichnet wird.

Auch beim Gewinnen von möglichen Interviewpartner_innen muss sensibel vorgegangen werden. Oft erfolgt die Gewinnung über Institutionen wie Wohngruppen. Dies kann deshalb problematisch sein, da erste Kontaktpartner_innen in solchen Fällen Mitarbeitende der Wohngruppen sind und diese entscheiden, ob ein Interview durchgeführt werden darf. Die Mitarbeitenden vertreten nicht nur ihre Klient_innen sondern in einer gewissen Weise auch immer die Interessen ihrer Organisation und befinden sich somit in der Position eines so genannten „Gatekeepers“. Sie haben die Möglichkeit, einem Interview zuzustimmen oder, falls sie zum Beispiel fürchten, dass dieses ein negatives Bild auf ihre Einrichtung wirft, abzulehnen (Buchner 2008: 3) Buchner (2008: 4) beschreibt außerdem aus Erfahrungen seiner Forschungen, dass Institutionen oftmals das Gefühl haben, ihre Klient_innen seien nicht in der Lage, verbal zu kommunizieren, und hätten zu geringe kognitive Kompetenzen, um zu reflektieren. Abschließend kann zu den Institutionen gesagt werden, dass hier immer „*der institutionelle Kontext mit all seinen Dynamiken und sozialen Auswirkungen kritisch zu reflektieren*“ sei.

Zum Setting des eigentlichen Interviews gibt es in der Forschung unterschiedliche Ansichten und Vorschläge, wie dieses zu gestalten sei. So schlägt Hagen (2001: 217) vor, das Interview in „*der natürlichen Umgebung*“ stattfinden zu lassen, während Buchner (2008: 5) dazu übergeht, die zu befragende Person selbst entscheiden zu lassen.

Das eigentliche Interview erfordert „*ein hohes Maß an Sensibilität, Spontaneität und Einfühlungsvermögen in Bezug auf Gesprächsführung*“ (Buchner 2008: 5). Grundsätzlich sollte – wie bei allen anderen Interviews auch – auf eine gute, entspannte Atmosphäre geachtet werden.

Zum Anfang des Interviews empfiehlt es sich, Fragen zur momentanen Lebenswelt der Person zu stellen, um die Situation aufzulockern (Buchner 2008: 6). Weiter muss beachtet werden, die Interviews nicht zu lange zu führen und sie an die individuelle Konzentrationsfähigkeit der Personen anzupassen. Auch hier ist Flexibilität und Einfühlungsvermögen von Bedeutung. Es kann darüber hinaus vereinbart werden, eine Pause zu machen oder wieder zu kommen, wenn bemerkt wird, dass sich eine Person nicht mehr konzentrieren kann (Buchner 2008: 6). Nicht nur die Informationen zum

Einverständnis, sondern ebenso das Interview selbst sollte in einfacher, verständlicher Sprache sowie ohne Fremdwörter geführt werden – nicht zu verwechseln mit einer übertriebenen kindlichen Sprache. Hier sollte außerdem beachtet werden, nicht nachzubohren, falls eine Person keine Antwort gibt, um sie nicht unter Druck zu setzen (Buchner 2008: 6).

5.2 Vorstellen der Forschungsmethode

Es wurden halbstandardisierte Interviews geführt, welche als Weiterentwicklung der allgemeinen Leitfadeninterviews gelten (Flick 1995: 203). Sie wurden nach dem Vorbild von Flick sowie Scheele und Groeben durchgeführt und ausgewertet und dabei so angepasst, dass sie auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung angewendet werden konnten. Es wurde sich weiter an Buchner (2008: 5) orientiert, welcher seine Methodik als „*offenes Interviewkonzept*“ beschreibt, dessen Vorzüge er darin sieht, flexibel bleiben zu können.

Für die Hintergründe dieser Methode soll angemerkt werden, dass Scheele und Groeben halbstandardisierte Interviews vor allem zur Rekonstruktion subjektiver Theorien verwendeten. Subjektive Theorien sind, wie es der Name bereits verrät, nicht objektiv und beziehen sich unter anderem auf strukturierte Formen „*von Reflexionen des Handelnden über eigenes Handeln bzw. fremdes Handeln, Tun oder Verhalten*“ (Scheele, Groeben 1988: 18 - 20).

Eine Grundaussage der Subjektiven Theorien ist, dass der befragte Mensch über einen komplexen Wissensstand zu einer zu untersuchenden Thematik verfügt. Dieser Wissensbestand unterteilt sich in „*explizit verfügbare Annahmen*“ und „*implizite Annahmen*“. Für die Annahmen, welche verfügbar sind, werden offene Fragen gestellt, auf die spontan geantwortet werden kann. Damit der Mensch auch auf seine nicht an der Oberfläche verfügbaren Annahmen kommt, wird er durch explizites Nachfragen unterstützt (Flick 1995: 203).

Vor dem Interview wird ein Leitfaden erstellt, welcher zum einen in bestimmte Teilbereiche kategorisiert wird und zum anderen grob drei Fragetypen unterscheidet. In jedem Teilbereich werden diese verschiedenen Fragetypen angewandt. Die interviewende Person entscheidet, wann und in welcher Reihenfolge Fragen gestellt werden, wann detailliert nachgefragt oder Abschweifungen unterstützt werden sollen und wann nicht. (Flick 1995: 203 - 206; Scheele, Groebel 1988: 35-36).

Weiter empfiehlt es sich bei verschiedenen Fragen auf Beispiele zurückzugreifen, wobei ermuntert werden kann, eigene Beispiele zu nennen, bevor Beispiele vorgeschlagen werden. Ansonsten könnte eine Gefahr der Beeinflussung bestehen, wenn Beispiele genannt und diese eventuell einfach bejaht werden, selbst wenn sie nicht der tatsächlichen Wahrnehmung der befragten Menschen entsprechen (Scheele, Groeben 1988: 35)

Eingeleitet wird mit einer offenen Frage, auch als „*Hypothesen-ungerichtete Frage*“ bezeichnet. Die befragte Person kann hier mit dem unmittelbar verfügbaren Wissen antworten. In den geführten Interviews sind dies offene Fragen nach allgemeinen Erfahrungen. Auch hier soll noch einmal die große Bedeutung der Atmosphäre und der Vertrautheit hervorgehoben werden, in der es möglich sein muss, sagen zu können, wenn keine Antwort gewusst wird, die Frage nicht verstanden wurde oder diese nicht beantwortet werden möchte. Mit Beispielen oder der nächsten Fragekategorie kann daraufhin das Interview weitergeführt werden, wobei neue Anregungen geschaffen werden können, die es möglich machen, sich zu einem Thema zu äußern (Scheele, Groeben 1988: 35 - 36).

Die „*Hypothesen-gerichteten Fragen*“ greifen nun auf, was bei der oben genannten Antwort auffällt, leiten sich also aus dem oben genannten Wissen bzw. den oben genannten Erfahrungen oder Aussagen ab. Auch deshalb können Leitfäden nicht standardisiert benutzt werden, sondern müssen individuell angepasst werden. Weiter können theoretische Fragen gestellt werden, die sich an der wissenschaftlichen Literatur zum Thema orientieren. Die darin formulierten Zusammenhänge dienen im Interview dazu, das nicht unmittelbar verfügbare Wissen zu explizieren (Flick 1995: 2003 - 2006). Es können weiter spezifische Vorannahmen aus den oben genannten Bereichen aufgegriffen werden (Scheele, Groeben 1988: 35 - 36). Die Methode sieht vor, mit einer Konfrontationsfrage zu beenden, auch als „*Störfrage*“ bezeichnet. Damit soll die befragte Person dazu gebracht werden, Erklärungsversuche oder persönliche Annahmen zu überdenken (Scheele, Groeben 1988: 37).

Hier wurde in Hinblick auf Personen, die unter besonderem Schutz stehen, bedacht, inwieweit diese letzte Fragekategorie angewandt werden kann. Sollte sie zum Einsatz kommen, muss dies besonders sensibel und vorsichtig geschehen. Vor allem sollten das Vertrauensverhältnis und die Offenheit nicht dadurch gefährdet werden, indem die zu interviewende Person sich irritiert oder angegriffen fühlt. Da Leitfäden nie unverändert im Interview umgesetzt werden und, wie bereits erläutert, Flexibilität von Bedeutung ist, kann während des Interviews spontan entschieden werden, inwieweit

einer Person zugetraut werden möchte, sich zu konfrontativen Fragen zu äußern. Dies sollte auch davon abhängig gemacht werden, inwieweit eine Person reflektieren kann, was ebenfalls während des Interviews deutlich wird.

Während diese Art der Interviewführung in ihrer ursprünglichen Form eher „*generelle Erklärungskonzepte*“ wie in einem Beispiel von Scheele und Groeben (1988: 47) über Theorien zur Ironie thematisiert und nicht „*unmittelbar an eigene Handlungen ansetzt*“, ist es dennoch dafür zu gebrauchen. Dafür müssen die verschiedenen Fragekategorien, wie dargelegt wurde, etwas angepasst werden. Die Methode überzeugt vor allem auch wegen der Auswertung durch die kommunikative Validierung. Diese von Buchner (2008: 7) gebrachte Empfehlung soll dazu führen, dass eine möglichst geringe Machtstruktur herrscht. Die ebenfalls vorgeschlagene Methode des „*inclusive reasearch*“ würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und war deshalb nicht möglich.

Der wesentliche Bestandteil der kommunikativen Validierung besteht in einem erneuten Treffen mit der Person, die interviewt wurde, das maximal ein bis zwei Wochen nach dem Interview stattfinden soll. Vor diesem Treffen soll eine erste grobe Inhaltsanalyse erfolgen. Durch die Aussagen der Person können Theorien erfasst und Definitionen verschiedener Begriffe und Themen auf kleine Kärtchen geschrieben und vorgelegt sowie im Weiteren zusammen diskutiert werden. So kann an das erste Interview erinnert und geprüft werden, ob dessen Inhalt korrekt wiedergegeben wird. Falls nötig, können Aussagen und Theorien umformuliert werden. Im Normalfall wird dies mit unterschiedlich farbigen Kärtchen zum Abgrenzen unterschiedlicher thematischer Aussagen gemacht (Flick 1995: 205; Schelle, Groebel 1988: 53 - 58).

Bei Menschen mit so genannter geistiger Behinderung stellt sich hier die Frage, wie inklusiv diese Methode ist. Es wurde überlegt, aufgrund der Fragen nach persönlichen Erfahrungen statt allgemeinen Theorien, die wichtigsten zentralen Aussagen auf Kärtchen festzuhalten. Falls die interviewten Personen nicht lesen können, ist das Aufschreiben der Aussagen nicht möglich. Stattdessen könnten Bilder oder bestimmte Zeichen verwendet werden, um die Aussagen wiederzugeben. Für eine bessere Übersicht sollten ebenfalls unterschiedliche Farben zu unterschiedlichen Themengebieten verwendet werden.

Nach der kommunikativen Validierung werden in einem nächsten Schritt bei Scheele und Groebel (1988: 63) die übrig gebliebenen Aussagen mit der Struktur - Lege - Regel von der befragten Person ausgewertet. Diese Art der Strukturierung erfordert ein hohes Maß an Reflexion, Zeit und Mitarbeit, weshalb darauf verzichtet wurde. Ein weiter

Grund war, dass es für die folgende Forschung nicht nötig war, da keine allgemeine, komplexe Theorie untersucht werden soll.

5.3 Durchführung

Um mögliche Interviewpartner_innen zu finden wurden verschiedene Wege zur Kontaktaufnahme genutzt. Zum einen wurde Kontakt mit Menschen aus dem persönlichen Umfeld aufgenommen, von denen bekannt war, dass diese in Einrichtungen für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung arbeiten. Weitere Kontaktaufnahmen erfolgten über Mailanfragen an verschiedene Lesben- und Schwulenberatungen, die teilweise zu Pro Familia oder zur AIDS-Hilfe gehörten. Manche dieser Beratungsstellen warben auf ihrer Homepage dafür, dass es auch spezielle Angebote für Menschen mit Behinderungen gebe, zwei davon waren explizit für schwule Männer mit so genannter geistiger Behinderung. Weiter wurden Behindertenverbände bzw. verschiedene Gruppen und eingetragene Vereine angeschrieben, in denen sich Menschen mit so genannter Behinderung für selbstbestimmtes Leben einsetzen. Insgesamt wurden 25 verschiedene Anfragen in ganz Deutschland gestellt, überwiegend in größeren Städten.

Es wurde versucht, vier Interviewpartner_innen, zwei männliche und zwei weibliche, zu finden, um Aussagen auch im Hinblick auf mögliche Geschlechterunterschiede zu untersuchen, jedoch konnten nur zwei schwule Männer mit so genannter geistiger Behinderung gefunden werden, die zu einem Interview bereit waren. Es wurde ein halbstandardisierter Leitfadenfragebogen entwickelt, bei dem auf eine intersektionale Perspektive geachtet wurde. Neben ersten Auflockerungsfragen wurden vier Kategorien unterschieden, zu denen Fragen gestellt wurden. Diese waren:

- Wahrnehmung und Umgang mit der eigenen Homosexualität
- Mögliche Schwierigkeiten
- Kontakt, Liebe und Partnerschaft
- Sexualität

Zunächst sollte ein Gespür dafür bekommen werden, wie mit der sexuellen Orientierung umgegangen wird, ob diese zum Beispiel benannt werden kann oder die Bezeichnung als homosexuell bzw. schwul oder lesbisch als wichtig erachtet wird. Danach sollte auf mögliche Diskriminierungserfahrungen eingegangen werden. Hier war es wichtig, darauf zu achten, dass Äußerungen der interviewten Person nicht dahin-

gehend beeinflusst wurden, Diskriminierungen zu finden, auch wenn es möglicherweise gar keine gab. Außerdem sollte herausgefunden werden, inwieweit es möglich war, Partnerschaften zu führen oder ob Kontakt zur LSBTTIQ* Szene vorhanden war.

Als letzte Fragekategorie wurden zum Thema Sexualität Fragen zum Ausleben der eigenen Sexualität gestellt, inwiefern aufgeklärt wurde, und wenn ja, ob auch verschiedene sexuelle Orientierungen miteinbezogen waren. Weitere Fragen drehten sich um Sexualassistenz und ob dies als eine Möglichkeit gesehen wird, Sexualität zu erleben. Es wurde versucht, sich an dem vorgestellten Modell mit hypothesenungerichteten Fragen, hypothesen-gerichteten Fragen und Störfragen oder Konfrontationsfragen zu richten. Um den Gesprächsfluss nicht zu stören, wurde sich jedoch teilweise nur sehr geringfügig an den Interviewfaden gehalten. Bei dem Vorgespräch und Anfang des ersten Interviews wurde schnell bemerkt, dass offene Fragen überforderten. Somit wurden eher geschlossene Fragen gestellt.

5.4 Auswertung der Interviews

Da nur männliche Interviewpartner gefunden wurden, wird in diesem Unterkapitel teilweise die männliche Schreibform verwendet. Zunächst soll in Tabellenform aufgezeigt werden, wie die Interviewpartner gefunden wurden, da auch darüber Schlussfolgerungen gezogen werden konnten, bevor die Ergebnisse der verschiedenen Fragekategorien dargestellt werden. Da auch erlebt wurde, dass Interviews zunächst zugestimmt, dann aber doch abgelehnt wurde, wurde dies in einer eigenen Kategorie aufgezeigt, wobei außerdem festgehalten wurde, wenn diese zurückgezogenen Zustimmungen nicht von den potenziellen Interviewpartnern, sondern von den Betreuungspersonen ausgingen.

	persönliches Umfeld	LSBTTIQ*- Beratung	Lesben- Beratung	Schwulen- beratung	Behinderten- verbände
Angefragt	7	3	5	5	5
positive Rückmeldung	1	-	-	1	-
negative Rückmeldung	4	2	1	3	4
zurückge- zogene Zu- stimmung	2 (Betreu- ungsperson)	-	-	1	1
keine Antwort	-	1	4	-	-

Es wurde versucht, gleich viele Anfragen an die verschiedenen Optionen zu stellen. Hier wäre es auch möglich gewesen, dass es mehr positive Zustimmungen oder auch zurückgezogene Zustimmungen als Anfragen gegeben hätte, da diese an große Organisationen mit verschiedenen Mitarbeitenden und Klienten gingen. Auch hier soll angemerkt werden, dass diese Zahlen nicht repräsentativ sind.

Wenn mit einer Antwort abgelehnt wurde, dann ausnahmslos mit der Begründung, dass kein homosexueller Mensch mit so genannter geistiger Behinderung bekannt wäre. Diese Rückmeldungen waren grundsätzlich sehr freundlich, es wurde bedauert, nicht helfen zu können und ermuntert, nicht aufzugeben, da dies ein wichtiges Thema sei. Einige verwiesen an verschiedene Verbände, mit der Empfehlung, bei diesen nach möglichen Interviewpartner_innen anzufragen.

Über die Gründe, warum nicht geantwortet wurde, kann nur spekuliert werden. So könnte es sein, dass die Anfrage als befremdend empfunden oder schlichtweg vergessen wurde zu antworten.

In Kapitel 2 wurde erläutert, dass das Vorkommen von Homosexualität nicht durch Nachahmung beeinflusst wird (Adams, Light 2015: 307; Rennenberger, Zargorscak 2016: 5). Zusätzlich wurde eine Studie vorgestellt, wonach in Deutschland 7.4% der Menschen homosexuell seien (Dalia Reasearch 2016). So hätte es theoretisch mehr Zustimmungen geben müssen oder zumindest Antworten, dass homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung bekannt seien, diese aber keine Interviews führen wollten. Selbst wenn davon ausgegangen wird, dass einige Mitarbeitenden nicht wahrheitsgemäß geantwortet hatten, spricht dies dafür, dass die Problematik des von Schulte (1999: 39 - 40) thematisierten Wahrnehmungsfilters in Bezug auf sexuelle Orientierungen immer noch aktuell ist. Weiter könnte dies ein Indiz dafür sein, dass Menschen ihre sexuellen Orientierungen nicht benennen können oder, wie in dem Beispiel des lesbischen Pärchens, welches zusammen auf einem Zimmer wohnt (Puschke 2010: 20), diese vor anderen geheim halten.

Es fällt auf, dass bei Anfragen an Lesbenberatungsstellen nur eine negative Antwort zurückkam und ansonsten gar nicht geantwortet wurde. Auch wenn bei kleinen Details wie diesem die Gefahr der Überinterpretation besteht, kann dies ein weiteres Indiz dafür sein, dass Homosexualität bei Frauen mit so genannter geistiger Behinderung weniger wahrgenommen werden könnte als bei Männern.

Die Recherche danach, woran zurückgezogene Zustimmungen gelegen haben, war nicht erfolgreich. Jedoch wird vermutet, dass die Ablehnung von den Betreuungspersonen an bereits in Vorgesprächen anklingen lassenden Zweifeln an Reflexionsfähigkeiten und sprachlichen Mitteln der Klienten lag, die mit den Fragen nicht überfordert werden sollten. Gründe für die zurückgezogenen Zustimmungen, die von den möglichen Teilnehmenden ausgingen und noch vor einem Vorgespräch erfolgt sind, konnten nicht ermittelt werden.

Einer der Interviewpartner hat von der Chefin seiner Wohngruppe erst dann die Zustimmung für das Interview bekommen, nachdem ihr mehrfach versichert wurde, alle Angaben würden anonymisiert werden und es könnten keinerlei Rückschlüsse auf seine Identität gezogen werden, da sie negative Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erwartete und ihren Klienten davor schützen wollte. Auch dies wirft interessante Schlüsse darauf, wie sie Homosexualität von Menschen mit so genannter geistig Behinderung in der Bevölkerung erlebt.

Einer der gefundenen Interviewpartner war ein älterer Mann, der gerade in Rente gegangen war, und auf einer Wohngruppe eines christlichen Trägers lebt. Der zweite Interviewpartner war ein 40-jähriger Mann, der seit Kurzem auf dem ersten Arbeitsmarkt in der Küche einer sozialen Einrichtung arbeitet und ambulant betreut wird.

Auch wenn einige Aussagen der Interviews zunächst nicht nachvollziehbar oder aus dem Zusammenhang gerissen scheinen, wird grundsätzlich angenommen, dass alle Aussagen der subjektiven Wahrheit der Interviewpartner_innen entsprechen. Dies soll das kritische Auseinandersetzen mit diesen Aussagen nicht ausschließen, doch wenn Interviews mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung geführt werden, sollte sich bewusst gemacht werden, dass diese eventuell anders antworten, als es erwartet wird. Ihnen deshalb zu unterstellen, dass sie - bewusst oder aufgrund ihrer kognitiver Fähigkeiten - nicht die Wahrheit erzählen, würde gegen alle Ansätze von Selbstbestimmung und Empowerment sprechen.

Wahrnehmung und Umgang mit der eigenen Homosexualität:

Beide Interviewpartner können mit Begriffen wie schwul und homosexuell etwas anfangen und bezeichnen sich auch selbst als schwul (Anhang S. 64, Z. 39 - 40; Anhang S. 74 Z. 34). Während ein Interviewpartner berichtet er sei „von Geburt“ und „schon immer“ schwul (Anhang S. 64, Z. 51) erzählt der andere, es sei ihm mit 11 Jahren aufgefallen, geoutet habe er sich erst mit 29 Jahren (Anhang S. 73, Z. 25). Dies deckt

sich mit Studien, in denen Jugendliche ihre sexuelle Orientierung ebenfalls sehr früh entdeckten (Krell, Oldemeier 2015: 6-12), wobei bei diesem Beispiel eine Diskrepanz zur Studie von Rudolph, in denen sich männliche Homosexuelle mit so genannter körperlicher Behinderung durchschnittlich zwischen 16 - 20 Jahren outeten (Rudolph 2001: 74), festgestellt werden kann.

Es herrscht ein Bewusstsein dafür, dass es Menschen gibt, die Homosexualität nicht gut finden. So berichtet Interviewpartner 1 konkret von Hitler und dem Vergasen von Homosexuellen, Menschen mit so genannter Behinderung und Juden (Anhang S. 64, Z. 56 - 59), während Interviewpartner 2 erzählt das homosexuelle Menschen früher als „böse Hexenanbeter“ gesehen wurden (Anhang S. 74, Z. 31). Er erzählt weiter, dass er seine sexuelle Orientierung während der Arbeit aufgrund von Kindern, die in der Einrichtung betreut werden, und ihren Eltern geheim hält (Anhang S. 74, Z. 36 - 40) und diese auch vor den mittlerweile verstorbenen Eltern geheim gehalten hat. In anderen Bereichen geht er mittlerweile offen mit seiner Homosexualität um und hat es auch seinen Geschwistern gesagt (Anhang S. 74, Z. 52). Darüber hinaus vermutet er, dass es heute für Jugendliche leichter schwul zu sein, da diese das Internet nutzen könnten, um sich über das Thema zu informieren (Anhang S. 80, Z. 239 - 240). Für sich selbst wurde das Internet aber nicht als Möglichkeit zur Identitätsbildung oder zum Austausch genutzt (Anhang S. 80, Z. 234 - 236), was auch mit dem Alter zusammenhängen kann. Seiten in leichter Sprache würden vermutlich gerade für jüngere homosexuelle Menschen mit so genannter geistiger Behinderung eine Möglichkeit zum Austausch bieten.

Mögliche Schwierigkeiten

Interviewpartner 1 berichtet nicht über Schwierigkeiten, erzählt jedoch auf Nachfragen, dass es ihn traurig mache, wenn Menschen Probleme mit seiner Sexualität haben (Anhang S. 71, Z. 249). Dass er das nicht von sich aus angesprochen hat, könnte daran liegen, dass ihm dieser Umstand nicht so viel ausmacht, jedoch ist es wahrscheinlicher, dass es ihm aufgrund seiner kognitiven Fähigkeiten nicht möglich war, eine solche Thematik ohne vorbereitende Fragen zu reflektieren. Dafür spricht auch, dass er öfters bestätigt haben wollte, dass seine Homosexualität kein Problem darstelle (*Ja, ich bin schwul. Ist nicht schlimm, wenn man schwul ist. Das ist nicht schlimm?*“ Anhang S. 64, Z. 39 - 40). Interviewpartner 2 berichtet von negativen Sprüchen und Kontaktabbruch von Freund_innen (Anhang S. 75, Z. 77 - 82), was sich mit den Berichten der Studie von Krell und Oldemeier (2015: 20 - 22) deckt.

Kontakt, Liebe und Partnerschaft

Inwieweit Interviewpartner 1 tatsächlich Beziehungen hatte oder gerade eine führt, wurde nicht ganz deutlich (*„ja ich Freund, einen Mann. Aber ich weiß jetzt gar nicht wo der ist“*. Anhang S. 66, Z.108), dennoch berichtet er sehr offen von Partnern, womit zumindest angenommen werden kann, dass mögliche Beziehungen kein Problem auf der Wohngruppe darstellten. Dies wurde bei Gesprächen mit Mitarbeitenden der Wohngruppe bestätigt. Auf Wunsch von zwei ambulanten Mitarbeitenden, die Interviewpartner 2 seit vielen Jahren betreuen, wurde das Thema feste Beziehung größtmöglich ausgeklammert, da es ihm nach seiner letzten Beziehung psychisch sehr schlecht ging und er professionelle Hilfe in Anspruch nehmen musste. Rückfälle sollten so verhindert werden. Dennoch wird auch hier deutlich, dass frühere Beziehungen vom Umfeld geduldet wurden, er selbst berichtet von seinen Geschwistern, die sich freuen, wenn er jemanden kennenlernt (Anhang S. 74, Z. 52 - 56).

Sexualität

Interviewpartner 2 wurde weder zu Homo- noch zu Heterosexualität aufgeklärt (Anhang S. 80, Z. 220 - 2233). Obwohl Interviewpartner 1 älter ist erzählt er, dass er, mutmaßlich in der Schule (Anhang S. 69, Z. 199), aufgeklärt wurde. In diesem Rahmen wurde ihm auch vermittelt, dass schwul Sein nichts Schlimmes sei, solange Sexualität einvernehmlich ausgelebt wird:

„Da ist ein Mann komme. Der hat da im Haus gewohnt. Und der hat uns aufklärt. Das wir nix böses tun. Und das du schwul bist, das ist okay. Aber nix böses tun“ (Anhang S. 70, Z. 201 - 203).

Pornographie wird von beiden Interviewteilnehmern genutzt (Anhang S. 70, Z. 225; Anhang S. 80, Z. 232). Die Frage nach Sexualbegleitung wird von Interviewpartner 1 bejaht (Anhang S. 71, Z. 231 - 233), jedoch wurde hier auch beim Nachgespräch nicht ersichtlich, ob dies wirklich der Fall gewesen ist. Währenddessen verneint Interviewpartner 2 dies und erklärt weiter, das Sex für ihn in eine Beziehung gehöre und er es sich nicht vorstellen könne, Sexualbegleitung in Anspruch zu nehmen (Anhang S. 81, Z. 239 - 264).

Sonstiges

Darüber hinaus sprechen beide Interviewpartner von sich die Themen Politik und Religion an, ohne dass hierzu Fragen vorbereitet wurden:

„Ja, also die Politik, da kann man stundenlang reden, da kommt man nicht weit, ne. Also, die CDU ist ja total dagegen, also wegen Hochzeit, dass die heiraten dürfen, ja. Und darum habe ich die CDU nicht gewählt. Also das war zumindest ein Grund, das war, aber aber das durchzukriegen, das ist schon sehr schwierig.“ (Anhang S. 79, Z. 189 - 1912).

„In Amerika. Die Schwulen haben es da schwer. Und der andere, der Vorgänger, ist ok mit Schwule - aber der wo dahintergekommen ist, der ist böse. In Amerika, der ist böse“ (Anhang S. Z. 239 - 231).

Es kann angenommen werden, dass mit dem „Vorgänger“ Barack Obama und mit „der wo dahintergekommen ist“ Donald Trump gemeint ist. Politik wird allgemein eher negativ wahrgenommen und scheint die Interviewpartner zu belasten und beschäftigen, obwohl, wie aufgezeigt wurde, zumindest in Deutschland in den letzten Jahren sowohl in der Inklusionspolitik als auch bei LSBTTIQ* Themen einige positive Veränderungen erfolgt sind. Dass nicht nur die innerpolitische Situation zum Thema LSBTTIQ*, sondern auch politische Positionierungen anderer Länder verfolgt wird, ist ein Ergebnis, dass nicht erwartet wurde.

Im Gegensatz hierzu wurde Religion von beiden als etwas Positives wahrgenommen:

„und auch die Kirche ist ja jetzt, die Kirche viel lockerer wie früher“ (Anhang S. 80, Z. 240 - 241).

„Hitler hat alle vergast - der Hitler. Weißt du, früher. Aber Gott, Gott liebt alle Menschen“ (Anhang S. 64 - 65, Z. 58 - 59).

Der Wechsel von Hitler und dem Holocaust zu Gott macht deutlich, wie wichtig sein Glaube für Interviewpartner 1 ist. Dieser hilft ihm vermutlich auch, mit schlechten Erlebnissen aufgrund seiner sexuellen Orientierung oder gesellschaftlichen Sichtweisen, die Homosexualität als etwas Negatives ansehen, umzugehen.

6. Fazit

Zunächst soll sich hier mit der Interviewmethode beschäftigt werden und danach die Forschungsergebnisse zusammengefasst präsentiert werden.

Buchners geschilderte Erfahrungen, was das nicht Zutrauen von Interviews durch Betreuungspersonen betrifft, konnten bestätigt werden. Da die Interviewpartner über andere Personen gefunden wurden, konnte schon vor dem Interview geschlussfolgert werden, dass diese sich ihrer sexuellen Orientierung zum einen bewusst sind und zum anderen damit zumindest in einigen Teilen ihres Lebens offen umgehen. Dadurch sind die geschilderten Erfahrungen größtenteils positiv, dies macht sie aber nicht weniger wichtig.

Es wurde sich weiter überwiegend an Buchners vorgestelltem Konzept zur Interviewführung gehalten und in diesem Rahmen auch versucht, eine Beziehung ohne große Machtgefälle zu erreichen. Kritisch muss angemerkt werden, dass eine völlige „Gleichheit“ selten möglich sein wird. Nicht weil ein Mensch mit und ohne so genannter Behinderung sich gegenüberstehen, sondern vor allem, weil die Person, die das Interview führt, sich vorbereiten kann und sich durch das Stellen der Fragen in einer überlegenen Position befindet. Durch Vorgespräche mit Betreuungspersonen und den Interviewpartnern wurde ein sicherer Rahmen geschaffen, der es ermöglichte, sich offen zu äußern.

Es kann bemängelt werden, dass, um diesen geschützten Rahmen nicht zu verletzen, zu wenig nachgefragt und vor allem zu wenig Konfrontations- bzw. Störfragen gestellt wurden. Doch auch wenn durch tiefere oder durch gezieltere Rückfragen noch mehr beantwortet hätte werden können, wurde es als wichtiger empfunden, die Interviewpersonen nicht zu überfordern. Diesen Balanceakt, zwischen dem Ermuntern zu tieferen Reflexionen und dem Beachten von persönlichen Grenzen der Interviewpartner wäre vermutlich mit mehr Interviews und folglich mehr Erfahrungen leichter geworden.

Vor allem beim ersten Interview herrschte Unsicherheit, was und wie viel gefragt werden konnte. Erschwerend kam hier hinzu, dass sich der Interviewpartner nur sehr kurz auf ein Thema konzentrieren konnte. Wie bereits erläutert, gab es mehr geschlossene Fragen, als es bei qualitativen Interviews üblich war, was jedoch auch daran lag, dass in Vorgesprächen und während der Interviews gemerkt wurde, dass offene Fragen verunsicherten oder nicht beantwortet wurden. Die allgemeine Gefahr, durch Suggestivfragen das Interview zu sehr in eine Richtung zu wenden, wurde

größtmöglich versucht zu verhindern. Dass während der Interviews Themen wie Religion und Politik thematisiert wurden, die sich nicht in den Fragekategorien befanden, ist ein Zeichen dafür, dass dies geglückt ist.

Eine abschließende Empfehlung für das Forschen mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung wäre, ihnen die Forschungsergebnisse, wenn gewünscht, in einfacher Sprache zusammenzufassen und zukommen zu lassen oder ihnen diese auf Wunsch mündlich zu erklären.

Am Anfang der Bachelorarbeit wurde aufgezeigt, wie strukturelle gesellschaftliche Bedingungen und Machtverhältnisse Konstruktionen wie Geschlecht, Behinderung und die sexuelle Orientierung beeinflussen. In diesem Kontext wurde auch diskutiert, dass Labels nicht nur negativ sind. Es wurde deutlich, dass mittlerweile erste Auseinandersetzungen mit homosexuellen Menschen mit so genannter geistiger Behinderung auf theoretischer Ebene erfolgt sind, in denen gerade eine intersektionale Sichtweise großes Potential bieten kann, die verschiedenen Facetten eines Menschen gleichwertig miteinzubeziehen.

Die Heterogenität der Gruppe, mit der sich beschäftigt wurde, macht es nicht einfach, allgemeine Schlussfolgerungen zu treffen, doch es gibt Parallelen, die teilweise durch die geführten Interviews bestätigt werden konnten.

Generell scheint es, als hätten diese Menschen entweder im LSBTTIQ* Bereich oder in Kontakt mit anderen Menschen mit so genannter geistiger Behinderung eine Sonderrolle. Um sich ganzheitlich als homosexueller Mensch mit so genannter geistiger Behinderung akzeptieren zu können, wären also Schutzräume wichtig, in der sowohl die sexuelle Orientierung, als auch die so genannte geistige Behinderung wahrgenommen werden, ohne dabei zu sehr auf diese zwei Zuschreibungen fokussiert zu sein. Solche ersten Schutzräume scheint es im LSBTTIQ* Bereich zu geben, anders als Angebote von Behindertenverbänden, für die eine heteronormative Sexualpädagogik in Bezug auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung im Vordergrund steht. Letzteres bestätigt, neben fehlender Literatur in diesem Bereich, auch die mangelnden Antworten auf Interviewanfragen. Ein Interviewteilnehmer hingegen berichtete von einem Stammtisch aus dem LSBTTIQ* Bereich für homosexuelle Männer mit so genannter geistiger Behinderung und empfand diesen als wichtig (Anhang S. 77 - 78, Z. 124 - 158).

Wohngruppen bieten Chancen und sind gleichzeitig Hindernis, wenn es darum geht Sexualität und Partnerschaft zu ermöglichen. Die Hindernisse sind institutionelle Gegebenheiten der Einrichtung und Sicht der Mitarbeitenden auf Homosexualität. Gleichzeitig wurde deutlich, wie viel auch von einzelnen Mitarbeitenden abhängt, die entweder unterstützen können, wie es auch in den Interviews der Fall war (Anhang S. 64 Z. 36 - 47; S. 76, Z. 122 - 125), jedoch auch Sexualität und Partnerschaft verhindern können.

Einrichtungen müssten mehr Verantwortung übernehmen und regelmäßige sexualpädagogische Maßnahmen für die Bewohner_innen schaffen. Intersektionale Sexualpädagogik und die Sexualpädagogik der Vielfalt können hier als eine Chance gesehen werden und sollten mehr Aufmerksamkeit bekommen. Auch wenn die Sexualpädagogik der Vielfalt auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ausgerichtet ist, könnte sie dennoch auch für Menschen mit so genannter geistiger Behinderung angewandt werden.

Wenn Eltern oder Wohngruppen Homosexualität nicht offen thematisieren, können Bewohner_innen Sexualität und Partnerschaft trotzdem teilweise ausleben. Es kann aber angenommen werden, dass dies schwieriger ist. Gleichzeitig wurde deutlich, dass Menschen, die etwas mit diesen Begriffen anfangen können, sich damit identifizieren, was auch auf praktischer Ebene zeigt, dass Kategorisierungen nicht nur schlecht sind. Es wurde nicht als negativ aufgefasst, sich mit diesen Begriffen zu identifizieren (Rattay 2007, 83 - 85; Anhang S. 64 Z. 36; Anhang S. 74 Z. 34).

Sexualassistenz wird zumindest noch nicht als Möglichkeit wahrgenommen, Sexualität zu erleben, sondern ist überwiegend ein Angebot für heterosexuelle Männer. Dies liegt vermutlich vor allem daran, dass die meisten Sexualbegleiter_innen weiblich sind. Dass dies kein Vorteil für homosexuelle Frauen ist, ergibt sich dadurch, dass weibliche Sexualität generell nicht so viel Aufmerksamkeit bekommt wie männliche. Weiter ist es gesellschaftlich nicht anerkannt, dass Frauen zu Sexarbeiter_innen gehen und folglich haben Frauen damit auch selbst mehr Probleme. Unabhängig von sexueller Präferenz und so genannter geistiger Behinderung gibt es natürlich auch Menschen, die Sexarbeit generell ablehnen und/oder für die Zärtlichkeit und Geschlechtsverkehr nur in Beziehungen gehört.

Mein persönliches Interesse an dem Thema rührte vor allem durch verschiedene Tätigkeiten im Bereich Menschen mit so genannter geistiger Behinderung her, wodurch erlebt wurde, wie unterschiedlich mit dem Thema Sexualität in verschiedenen Einrichtungen umgegangen werden kann. Durch meine eigene sexuelle Orientierung begann ich, mich mit Normen und Werten in der Gesellschaft und ihren Auswirkungen auf jede_n Einzelne_n von uns zu beschäftigen. Auch deshalb war es mir ein Anliegen, mit den Menschen, über die ich schreibe, selbst zu sprechen. Diese Gespräche haben mich tief beeindruckt. Was für Gedankengänge ausgeführt wurden und wie auf die Fragen geantwortet wurde, zeigte gut, dass Menschen mit so genannter geistiger Behinderung in der Lage sind, Interviews zu führen.

Abschließend kann gesagt werden, dass *„wie Dornröschen im Dornenwald“* auch Hoffnung bietet. Anders als im Märchen ist es nicht ein Prinz, der seine Prinzessin rettet, sondern Dornröschen befindet sich mittendrin im Geschehen und versucht, sich aus einer Dornenhecke voller Hindernisse den Weg in ein selbstbestimmtes Leben zu kämpfen. Auch wenn der Interviewpartner bezweifelt, dass dies Erfolg hat (Anhang S. 78, Z. 181 - 186) zeigen Ansätze in der Literatur und auf handlungspraktischer Ebene, dass man zwar nicht von einem Happy End wie im Märchen, aber von ersten Veränderungen mit Entwicklungspotential sprechen kann.

7. Anhang

Anhang 1. Regeln der Transkription nach Kuckartz (2016: 167 - 170)

1. Es wird wörtlich und nicht lautsprachlich oder zusammenfassend transkribiert. Dialekte werden ins Hochdeutsch übersetzt.
2. Sprache und Interpunktion werden leicht an das Schriftdeutsche angenähert. Die Satzform sowie bestimmte und unbestimmte Artikel werden beibehalten, auch wenn sie Fehler enthalten.
3. Längere Pausen werden durch in Klammern gesetzte Auslassungspunkte (...) markiert. Entsprechend der Länge der Pause in Sekunden werden Punkte gesetzt, bei längeren Pausen wird eine Zahl entsprechend der Dauer in Sekunden angegeben.
4. Besonders betonte Begriffe werden durch Unterstreichungen gekennzeichnet.
5. Sehr lautes Sprechen wird durch Schreiben in Großschrift kenntlich gemacht.
6. Zustimmungde bzw. bestätigende Lautäußerungen der Interviewer (mhm, aha, etc.) werden nicht transkribiert.
7. Einwürfe der jeweils anderen Person werden in Klammern gesetzt.
8. Lautäußerungen der befragten Personen werden in Klammern gesetzt, z. Bsp. (lacht).
9. Die Person, die das Interview führt, wird mit „I“ abgekürzt. Die befragte Person wird ebenfalls durch ein Kürzel gekennzeichnet, hier P (für Proband).
10. Jeder Sprechbeitrag wird als eigener Absatz transkribiert.
11. Störungen werden unter Angabe der Ursache in Klammern notiert.
12. Nonverbale Aktivitäten und Äußerungen werden in Doppelklammern notiert, z.B. ((zeigt aus dem Fenster))
13. Unverständliche Wörter werden durch (unv.) gekennzeichnet. Vermutete Äußerungen werden durch (Wort?) gekennzeichnet.
14. Alle Angaben, die einen Rückschluss auf eine befragte Person erlauben, werden anonymisiert, z. Bsp. [Name], [Ort].
15. Auslassungen im Interview werden durch [...] markiert.

Anhang 2. Transkript Interview 1

- 1 I.: Also, dann möchte ich mich erstmal nochmal ganz herzlich bedanken, dass
2 ich jetzt dieses Interview mit dir machen darf. Ich werde dir ja jetzt einige Fragen
3 stellen und auch aufnehmen und da ist es mir ganz wichtig, nochmal zu sagen,
4 dass du nur die Fragen beantwortest, die du möchtest. Also wenn ich was frage
5 und du findest die Frage blöd oder möchtest nicht darüber sprechen, dann
6 kannst du mir das einfach sagen, okay?
- 7 P.: Ja, ja ok.
- 8 I.: Und du weißt ja, dass ich das Interview in meiner Arbeit für die Uni verwenden
9 werde, aber so, dass niemand weiß, dass du das bist, sondern anonym, das
10 haben wir ja auch schon gesagt.
- 11 P.: genau, genau, das wissen die dann nicht, dass ich das bin?
- 12 I.: Ja genau, niemand weiß dann, dass du das bist. Magst du mir vielleicht zum
13 Anfang etwas über dich erzählen, was du magst?
- 14 P.: ((Keine Reaktion.))
- 15 I.: Du bist jetzt in Rente gegangen, gell? Deshalb hast du jetzt auch Zeit für
16 mich, also vormittags. Weil du nicht mehr arbeitest?
- 17 P.: Ne, Ne bin nicht in Rente - nicht in Rente - nicht in Rente gegangen. Heute Don-
18 nerstag, morgen, dann Samstag. Ich bin krank. Sonntag ist erst die Rente.
- 19 I.: Achso, also eigentlich würdest du heute noch arbeiten?
- 20 P.: Heute ist Donnerstag. Die Woche noch. Also die Woche noch arbeiten. Ich bin
21 krank, aber ja (unv.) Ich bin krank. Die Woche muss ich arbeiten. Sonntag bin ich in
22 Rente.
- 23 I.: Wo hast du denn gearbeitet?
- 24 P.: Früher habe ich im (Altersheim?) gearbeitet. Drei Jahre habe ich da gearbeitet.
25 Und Gärtnerei. Da habe ich auch gearbeitet. Und Sonntag bin ich in Rente. 40 Jahre
26 habe ich gearbeitet, aber bald bin ich in Rente. Weißt du (.) Die Woche noch, aber
27 jetzt bin ich krank. Am Sonntag bin ich in Rente (unv.). 40 Jahre habe ich gearbeitet.
28 In der Gärtnerei habe ich auch gearbeitet.

29 **I.: Das ist echt eine lange Zeit (..). Das freut mich jetzt aber, dass du dann trotz-**
30 **dem mit mir reden wolltest, auch wenn du krank bist. Was fällt dir denn zu dem**
31 **Begriff schwul ein?**

32 P.: Ist nicht schlimm, wenn man schwul ist (..) ist nicht schlimm. Ich bin schwul, ist
33 nicht schlimm.

34 **I.: Ne, das ist überhaupt nicht schlimm. Warum? Haben das schon Menschen**
35 **zu dir gesagt, dass das schlimm ist?**

36 P.: Ne ist nicht schlimm. Die [Name]. Meine Bezugsbetreuerin. Ist nicht schlimm.

37 **I.: Ah, die hat das zu dir gesagt, dass das nicht schlimm ist? Hast du mit ihr**
38 **darüber geredet?**

39 P.: Alle, wissen alle dass ich schwul bin. Ja, ich bin schwul. Ist nicht schlimm, wenn
40 man schwul ist. Das ist nicht schlimm? (..) Ich will was trinken. Ein Moment, ich muss
41 was trinken.

42 ((Greift nach der Trinkflasche, die sich vor ihm auf dem Tisch befindet, und trinkt et-
43 was.))

44 **I.: Ah ok, es wissen alle hier, dass du schwul bist, nicht nur die [Name der Be-**
45 **zugsbetreuerin]?**

46 P.: Ja, wissen alle. [Name1] weiß es, [Name2], [Name3], [Name1] wissen alle. Und
47 der Bruder und die Schwägerin. Wissen alle - und die [Name3].

48 **I.: Ist das wichtig für dich, dass die Leute das wissen oder eher nicht so?**

49 P.: Ja, ist wichtig. Ich bin schwul. Und der [Name] weiß es. Der auch.

50 **I.: Wie hast du das gemerkt, dass du schwul bist, weißt du das noch?**

51 P.: Ja, von Geburt, von Geburt. Ich bin so, ich bin schwul.

52 **I.: Also gab es kein Alter, in dem dir das aufgefallen ist?**

53 P.: Ne, ne, schon immer. Von Geburt, von Geburt.

54 **I.: Mit wem hast du da zuerst darüber geredet?**

55 P.: Ja, mit dem Lehrer. Drüben im Dorf. Aber ist nicht schlimm, wenn man schwul ist.
56 Manche sagen, dass es schlecht ist. Hitler. Hitler hat so Leute vergast. Und die Juden.
57 Und die Behinderten. Alle (...) Aber nicht nur (unv.) Auch Leute die was dagegen
58 gesagt haben. Vergast hat er alle. Wenn jemand was dagegen gesagt hat. Hitler hat

59 alle vergast - der Hitler. Weißt du, früher. Aber Gott. Gott liebt alle Menschen. Warte
60 mal. Wart mal, ich zeig dir was, warte mal.

61 **I.: Können wir vielleicht zuerst noch ein bisschen weiterreden und dann zeigst**
62 **du mir das?**

63 P.: Ne, ich zeig dir jetzt was. Warte, ich zeig dir was.

64 ((Proband geht aus dem Zimmer. Er redet mit der Reinigungskraft, erzählt ihr, dass
65 er in seinem Zimmer etwas holen möchte. Nach ungefähr 5 Minuten hört man ihn auf
66 dem Gang.))

67 Jetzt bin ich wieder am Kommen.

68 **I.: Jetzt hast du es geholt? Jetzt bin ich aber mal gespannt.**

69 P.: ((Kommt in das Zimmer und setzt sich wieder. Legt sein Taufheft auf den Tisch.))

70 **I.: Ah, ich glaube das hast du mir das letzte Mal schon gezeigt, oder? Das ist**
71 **von deiner -**

72 P.: Alles zeigen, alles zeigen. Das ist von meiner (Taufe?). Ja, alles zeigen. Alles
73 zeigen.

74 **I.: Ah, okay ((nimmt das Taufheft und schaut die Vorderseite an)).**

75 P.: Alles zeigen. ((Nimmt das Taufheft und schlägt es auf. Zeigt auf seinen
76 Taufspruch.))

77 Das da.

78 **I.: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer**
79 **grünen Aue und führt mich zum frischen Wasser - Das ist schön, den Spruch**
80 **kenn ich auch.**

81 P.: Des ist reingeschrieben. Mein Taufprediger geschrieben. Der Prediger. Der Tauf-
82 prediger. Das musst du auch aufschreiben.

83 ((Zeigt auf die Notizen, die während dem Interview gemacht werden.))

84 **I.: Ach so, soll ich das aufschreiben?**

85 P.: Ja, des da. ((Zeigt erneut auf den Taufspruch.))

86 **I.: Den Spruch soll ich abschreiben?**

87 P.: Des da - des da.

88 **I: ((schreibt den Spruch auf)) Siehst du, hier? Also die Religion ist dir sehr wich-**
89 **tig, oder?**

90 P.: Ja.

91 **I.: Gehst du auch regelmäßig in die Kirche?**

92 P.: Ich war da oben (unv.).

93 **I.: Den letzten Satz habe ich nicht ganz verstanden.**

94 P.: Nicht?

95 **I.: Nein, also nur den letzten Satz. Kannst du den nochmal wiederholen. Was du**
96 **gerade gesagt hast?**

97 P.: Mein Taufprediger und ich sind heimgelaufen. Und mein Taufprediger und - Tauf-
98 becken. Taufbecken - und dann hat er den Hahn aufgemacht - und das Wasser -
99 dann ist da Wasser drüber. Und mein Taufprediger (.). Das musst du auch aufschrei-
100 ben. Das musst du auch aufschreiben. Taufprediger, okay?

101 ((Zeigt auf den Namen des Pfarrers, der auf der ersten Seite des Taufbuchs steht.))

102 **I.: Achso den Namen? ((Schreibt den Namen auf.))**

103 **So siehst du, jetzt habe ich den Namen aufgeschrieben und den Spruch. Hier**
104 **siehst du? Name und Spruch.**

105 P.: Ja.

106 **I.: [Name des Probanden] du, darf ich dich nochmal was fragen? Hattest du ei-**
107 **gentlich schon mal einen festen Freund?**

108 P.: Ja, ich Freund, einen Mann (unv.). Aber ich weiß jetzt gar nicht wo der ist.

109 **I.: Du weißt nicht mehr wo der ist?**

110 P.: Nein, nein ich weiß nicht wo der ist.

111 **I.: Wart ihr denn lange zusammen?**

112 P.: Ja, ja, oben auf der Wohnung. Aber (..) lang nicht gesehen. Weiß nicht wo der ist.

113 **I.: Ach, hat der auch bei dir auf der Wohngruppe gewohnt?**

114 P.: Da oben. Ja da oben.

115 **I.: Ah, gibt es hier noch mehr Wohngruppen?**

116 P.: Da oben. In der Wohnung (unv.) gewohnt hat. Da hat der Mann gewohnt. Da oben.
117 ((zeigt aus dem Fenster.))
118 **I.: Ach, hast du früher auch dort gewohnt? ((zeigt ebenfalls aus dem Fenster))**
119 P.: Da oben. Da oben.
120 **I.: Warum bist du von da weggezogen?**
121 P.: Das war so (.). Nachts habe ich angerufen. In meinem Zimmer - bin ich hängen-
122 geblieben - und bin ich gestürzt. Und dann bin ich nicht mehr hochgekommen - und
123 Notruf. Und dann bin ich dagelegen. Bis morgens (unv.) Dann ist jemand gekommen.
124 **I.: Du bist hingeflogen?**
125 P.: Hingeflogen auf dem Boden. Nicht mehr aufgestanden.
126 **I.: Oh, okay.**
127 P.: Bin ich hingeflogen. Und dann gelegen. Und dann habe ich Fernsehen geguckt.
128 In meinem Zimmer (unv.) Mir war schwindelig. Und dann bin ich gestürzt. Und dann
129 habe ich den Notruf gedrückt - bin nicht mehr hochgekommen. Und dann bin ich (unv.)
130 in meinem Zimmer auf dem Boden gelegen bis morgens - wenn was ist.
131 **I.: Ah ok, also da oben wohnen die Fitteren, oder? Und deshalb bist du jetzt**
132 **hier? Weil hier mehr Betreuung ist, falls du nochmal stürzt?**
133 P.: (Unv.) Aber hier ist es auch schön, da ((Zeigt auf den Wohnbereich.))
134 **I.: Ja, ich finde hier sieht es schön aus.**
135 P.: Ja.
136 **I.: Kann ich nochmal was zu deinem Freund fragen? Wie lange wart ihr denn**
137 **zusammen, weißt du das?**
138 P.: Lange.
139 **I.: Lange?**
140 P.: Ja, ja, lang. Und ich hatte noch ein Freund. Oben und unten. Der [Name]. Der
141 [Name]. Das war auch mein Freund.
142 **I.: Das war auch dein fester Freund, mit dem warst du auch zusammen?**
143 P.: Ja, der [Name].

144 **I.: Okay**

145 P.: Der [Name]. Mein Freund. Aber der ist auch nicht mehr da. Ja, der ist auch nicht
 146 mehr da. Aber ich habe den mal angerufen (unv.) Der war erkältet.

147 **I.: Was war der, erkältet?**

148 P.: Der war erkältet. Oh, habe ich gesagt [Name] beim Fernseher geht die CD nicht
 149 mehr raus. Und er ist gekommen. Und er ist krank geworden (unv.).

150 **I.: Hast du denn sonst auch noch andere Kontakte mit Schwulen?**

151 P.: (..)Früher in der Schule (unv.) Früher hatte ich viele Kontakte. In [Ortsname] (unv.)
 152 Da viele.

153 **I.: Viele? Und jetzt auch noch oder nicht mehr so viele?**

154 P.: Doch, doch auch.

155 **I.: Doch auch?**

156 P.: Viele. Mein Freund da oben. Und ich habe meine Gemeinde. Meine Gemeinde.
 157 Meine Brüder und Schwestern. Oben. Das musst du auch aufschreiben.

158 **I.: Brüder und Schwestern?**

159 P.: Brüder und Schwestern (unv.).

160 **I.: Wie ist das denn für dich, schwul zu sein und dann auch noch eine Behinde-**
 161 **rung zu haben?**

162 P.: (..) Aber es ist nicht schlimm, wenn man behindert ist.

163 **I.: Nein, das ist echt nicht schlimm.**

164 P.: Wenn er wieder kommt - und wenn er wiederkommt. Und die wo krank sind, die
 165 gesund machen. Wenn du ins Himmelreich willst. Alle, die wo krank sind, die macht
 166 er alle gesund, die krank sind. Alle, alle macht er gesund - alle Kranke.

167 **I.: Gott meinst du? Aber du bist ja nicht krank, weil du schwul und behindert**
 168 **bist?**

169 P.: Und früher gab es Sabbat (unv.) Und die Pharisäer - und die Schriftgelehrten
 170 (unv.). Und dann hat er zu allen gesagt (unv.) und die Leute so sein lassen. Und
 171 helfen. Allen helfen.

172 **I.: Was - den Leuten helfen?**

173 P.: Den Leuten helfen (unv.). Ja.

174 (Schlägt sein Taufbuch auf, fängt an, die erste Seite vorzulesen.)

175 **I.: Kannst du mir das vielleicht nachher vorlesen und wir reden noch ein biss-**

176 **chen?**

177 P.: Ne, erst lesen (liest weiter) [...].

178 **I.: Erst lesen?**

179 P.: Ja, ja, erst lesen. Will vorlesen. Will vorlesen, ich lese das vor. Das lese ich vor,

180 da.

181 (Es wird sich darauf geeinigt, dass der Proband das Taufbuch vorlesen darf und da-

182 nach mit dem Interview vorgefahren wird. Eine kurze Pause erscheint hilfreich, da die

183 Konzentration nachlässt und der Proband unruhig wird. Zudem macht es den An-

184 schein, als wäre es sehr wichtig für ihn.)

185 [...]

186 P.: Jetzt du?

187 **I.: Bitte?**

188 P.: Jetzt habe ich gelesen, jetzt du?

189 **I.: Ach so, jetzt können wir weitermachen? Sicher, also kannst du noch?**

190 P.: Ja, ja, das ist okay.

191 (Da die Reinigungskraft in den Raum kommt, wird das Gespräch in einem anderen

192 Raum fortgeführt, um eine ruhige Atmosphäre beizubehalten.)

193 **I.: Über ein Thema würde ich gerne noch mit dir reden. Das ist ein ziemlich pri-**

194 **vates Thema, deshalb wollte ich dir nochmal sagen, dass du natürlich nur die**

195 **Fragen beantworten musst, die du möchtest. Wurdest du als Kind eigentlich**

196 **aufgeklärt?**

197 P.: Aufgeklärt?

198 **I.: (Ja, also)**

199 P.: Ja, (unv.) und der Lehrer in [Ort].

200 **I.: In der Schule?**

201 P.: Ja, (unv.) da ist ein Mann komme. Der hat da im Haus gewohnt. Und der hat uns
202 aufklärt (unv.) Dass wir nichts Böses tun. Und dass du schwul bist, das ist okay. Aber
203 nichts Böses tun.

204 **I.: Das habe ich nicht verstanden. Was ist böse?**

205 P.: Ne. Ne, das ist nicht böse, dass du schwul bist. Aber man darf keine schlechten
206 Sachen mache, wenn du aufgeklärt bist. Keine schlechten Sachen machen (unv.)
207 also Frauen vergewaltigen.

208 **I.: Achso, ja das stimmt.**

209 P.: Und ich habe ihn gesehen (unv.) Verbrecher die machen (unv.) wenn man Sex
210 hat.

211 **I.: Aber - wenn alle freiwillig wollen, darf man Sex haben?**

212 P.: Ja, das kann man schon sagen. Freilich. Aber keine bösen Sachen machen, der
213 sieht alles - Gott.

214 **I.: Ja - Gott sieht alles. Hast du denn die Möglichkeit dazu, also deine Sexualität**
215 **irgendwie auszuleben?**

216 P.: Doch, doch (unv.) Habe ich wechseln müssen. Die war verkratzt.

217 **I.: Die war verkratzt?**

218 P.: (unv.) Ja, mit meinem Freund (unv.) Und dann reingezogen. Und mein Freund
219 (unv.) und reingezogen und wieder raus. Angeschaut haben wir uns das. Wechsle
220 müssen - habe ich wechseln müssen (unv.) Angeschaut.

221 **I.: Also, ihr habt euch was angeschaut? Aber jetzt ist die CD verkratzt - oder**
222 **wie?**

223 P.: (unv.)

224 **I.: Schaust du dir sowas manchmal auch alleine an oder nur mit deinem**
225 **Freund?**

226 P.: Ja.

227 **I.: Ja?**

228 P.: Pornofilme. Und Sex. Und Porno - Pornofilme und so. Da habe ich angeschaut.

229 **I.: Hast du auch schon mal was von Sexualassistentz oder Sexualbegleitung ge-**
230 **hört?**

231 P.: Ja, ist auch schön (.). Ja, das ist lange her.

232 **I.: Hast du das mal gemacht?**

233 P.: Ist lange her. Ist lange her, meine Erinnerung. Ist lange her.

234 **I.: Ist zulange her, du erinnerst dich nicht mehr?**

235 P.: Ja, ja, ist lange her.

236 **I.: Gibt es denn sonst noch was, was du mir noch mitteilen möchtest zu dem**
 237 **Thema, was ich jetzt vielleicht nicht gefragt habe, aber was du noch wichtig**
 238 **findest?**

239 P.: Und da sind Wahlen (unv.). In Amerika. Die Schwulen haben es da schwer. Und
 240 der andere, der Vorgänger, ist ok mit Schwule - aber der wo dahinter gekommen der
 241 ist böse. In Amerika, der ist böse - der wo dahintergekommen (unv.).

242 **I.: Also das ist für dich schon wichtig, dass du auch darüber informiert bist, was**
 243 **die Regierungen so darüber denken?**

244 P.: Ja. Ja, die Regierung schimpfen die Schwulen. Und ein Erdbeben (unv.) Und die
 245 Schwulen schimpfe - in Amerika. Und der wo vorher war der hat gesagt das ist gut
 246 so, dass die schwul sind - und der andere ist böse wo dahintergekommen.

247 **I.: Wie fühlst du dich denn dabei, wenn du merkst, dass Menschen das blöd**
 248 **finden, dass du schwul bist?**

249 P.: Ja, bin schon traurig.

250 **I.: Ja?**

251 P.: Eigentlich ist das gar nicht schlimm (.). Mein Leben und ich will das. Ich bin schwul.
 252 Ich lebe so (..). Ich will das ausleben (.). Das musst du schreiben (.). Und Augen -
 253 Augenarzt muss ich.

254 **I.: Du musst zum Augenarzt? Ja klar, das ist okay. Ich war jetzt dann eh fertig**
 255 **mit meinen Fragen.**

256 P.: Jetzt schon?

257 **I: (Ja, also)**

258 P.: (unterbricht I.) (unv.) Was ich alles vorgelesen hab. Die Predigt. Nachdenken und
 259 überlegen. Und ich kann auch mit dem Mann reden. Mit der Gemeinde. Taufe. Das
 260 ist deine freie Entscheidung, wenn du getauft werden willst.

261 **I.: Ja das ist deine freie Entscheidung. Ich bin auch schon getauft.**

262 P.: Achso? Bist du schon? Na gut.

263 **I.: Ja, als ich ein Baby war, wurde ich getauft.**

264 P.: Schlecht, schlecht, schlecht, schlecht.

265 **I.: Ach so, ja es gibt ja auch Leute die finden das nicht gut, wenn Kinder schon**

266 **getauft werden, gell. Du auch nicht?**

267 (es wird sich noch eine Weile über die Taufe unterhalten. Der Proband erklärt, warum

268 es seiner Meinung nach nicht gut ist, als Kind getauft zu werden.)

269 [...]

270 **I.: Okay, aber dann beende ich das Interview jetzt mal, okay? Wir können ja**

271 **danach noch weiterreden. Also ich habe noch Zeit, also, wenn du auch Zeit hast**

272 **können wir noch ein bisschen reden. Aber erst einmal ganz vielen Dank, dass**

273 **wir so reden konnten. Vielen Dank für alles, was du mir erzählt hast.**

274

Anhang 3. Transkript Interview 2

1

1 **I.: So, dann nochmal vielen Dank, dass du dich für das Interview bereit erklärt**
2 **hast.**

3 P.: (Ja.)

4 **I.: Wir haben das ja vorhin schon besprochen, wie gesagt, du sollst nur die Fra-**
5 **gen beantworten, die du möchtest.**

6 P.: Ja.

7 **I.: Es geht ja eben darum, um meine Bachelorarbeit, dass ich dir da einfach ein**
8 **paar Fragen stell.**

9 P.: (Ja, ja.)

10 **I.: Und du hast ja auch eingewilligt, dass ich das Interview aufnehmen darf?**

11 P.: Ja.

12 **I.: Magst du vielleicht erstmal zu Beginn ein bisschen was über dich erzählen?**

13 P.: Ja gut, ich bin 40 Jahre alt (..). Ich habe von 2015 bis 2016 eine Schule gemacht,
14 wegen freier Markt. Also frei - also draußen zu arbeiten (..). Und jetzt habe ich im
15 [soziale Einrichtung] habe ich, bin ich, jetzt habe ich am 18 Mai, am (ersten?) Mai
16 angefangen zu arbeiten, im [soziale Einrichtung]. Bis jetzt (..) läuft's gut eigentlich.

17 **I.: Und du kommst jetzt auch gerade von der Arbeit, oder?**

18 P.: Ich komme jetzt gerade von der Arbeit, ja.

19 **I.: Ja super, dass du dann trotz der Arbeit, dich jetzt zu dem Interview bereit**
20 **erklärt hast.**

21 P.: Ja, das ist, das ist nicht so schlimm. Also ich (..) ja.

22 **I.: Was fällt dir denn zu dem Begriff schwul ein? Wenn du so an diesen Begriff**
23 **denkst?**

24 P.: (..) Ja (..) ich habe des, also ich habe das ich rausgefunden habe ich mit 11 schon,
25 habe ich rausgefunden, schon mit 11. (..). Geoutet habe ich erst mit 29.

26 **I.: Warum hat das so lange gedauert?**

27 P.: (..) Ja, also erstmal, weil ich da noch jung war weiß ich, wollte ich das nicht erzäh-
28 len. Konnte ich meinen Eltern nicht erzählen, gar nicht. (..). Und dann (..) bin ich aus-
29 gezogen bin ich 18. Da bin ich in die WG gewesen. Da habe ich das ja keinem - wollte
30 ich auch nicht. Früher, des war früher nicht so einfach, also mit schwul und lesbisch
31 und des war so wie böse Hexenanbeter, das war alles so böse (..). Das durfte ja
32 keiner erfahren, gar nicht.

33 **I.: Bezeichnest du dich heute dann selbst als schwul?**

34 P.: Ja. Also ich fahre öfters nach [größere Nachbarsstadt] zum Stammtisch [..] Und ja
35 gut, auf die Arbeit will ich ein bisschen getrennt haben (..). Also das heißt, ich will ich
36 dass das nicht jeder erfährt. Das will ich nicht (.). Erstmal wegen den Kindern. Die
37 Kinder wissen ja nicht, was das genau bedeutet (.). Und da will ich wegen den Kindern
38 ein bisschen extrem halten. Also auch wegen den Eltern. Ich weiß ja auch nicht wie
39 die Eltern, (.) ja (.) extrem reagieren. Also das kannst ne du kannst mein Kind nicht
40 mehr anfassen oder das und das machen, da sag ich ein bisschen da halte ich mich
41 raus, ein bisschen zurück, ein bisschen gedämpft.

42 **I.: Also bei der Arbeit ist es dir wichtig, dass das nicht jeder weiß. Aber wie ist**
43 **das in deinem Privatleben, wie gehst du da mittlerweile damit um?**

44 P.: Ja, ja, da geh ich offen mit um.

45 **I.: Und deine Eltern, wissen die das mittlerweile?**

46 P.: Meine Eltern wissen es noch nicht, ja, meine Eltern werden es nie erfahren, die
47 sind alt und weil die beide schon tot sind. Und die wissen das nicht, die Zeit kam das
48 nicht.

49 **I.: Bereust du das, dass du ihnen das nicht erzählt hast?**

50 P.: Ne.

51 **I.: Das ist für dich okay?**

52 P.: Ist für mich okay. Ich habe ja, meine ganzen Geschwister wissen das Bescheid (.)
53 und ja (.) die sind ja (.) am Anfang habe ich gedacht das wird schwierig. Aber irgend-
54 wie (...) war locker aufgenommen und das sind, die freuen sich immer, wenn ich je-
55 mand neues kennenlernen tue. Und ja, (..) die freuen sich immer und die haben nie
56 gesagt, dass sie mich nicht mehr besuchen oder so was (.) gar nicht.

57 **I.: War das auch am Anfang, also als du das gemerkt hast mit 11 - war das für**
58 **dich komisch, weil dein Umfeld ja nicht schwul war?**

59 P.: Ja, gut (.) das Problem war ja früher, ich habe keine Freunde gehabt (unv.). Ich
60 war immer daheim geblieben bin ich. Und da wusste ich das nicht, wie andere Men-
61 schen das gehabt haben. (..) Und bis 18 habe ich noch keine einzigen Freunde gehabt
62 (..) mit denen ich mich unterhalten konnte (.) auch Spielkameraden gab es bei mir gar
63 nicht.

64 **I.: (.) Oh, okay. Bist du auf eine Behindertenschule gegangen?**

65 P.: Erst normale Schule und danach haben sie gemerkt, dass ich doch nicht, dass ich
66 nicht hinterhergekommen bin, doch nicht.

67 **I.: Ach so, okay. Und als du dann geoutet warst, wie war das?**

68 P.: Ja (.) gut es gab mal paar kleine Sprüche (.) aber jetzt mache ich das draus nichts
69 mehr.

70 **I.: Das ist dir mittlerweile egal?**

71 P.: Ja (..) Ich mache mir da draus nichts mehr und ich bin ja jetzt auch zufrieden, jetzt
72 wo ich bin (..) und ja.

73 **I.: Ich würde da gerne ein bisschen näher darauf eingehen, wie hat denn dein**
74 **Umfeld genau reagiert, als du es ihnen erzählt hast. Also deine Geschwister**
75 **hast du ja schon erzählt, aber deinen späteren Freunden oder Freundinnen zum**
76 **Beispiel?**

77 P.: Ja also (..) Kontakt abgebrochen, einfach.

78 **I.: Kontakt abgebrochen?**

79 P.: Ja, also ja, wollen sie nichts zu tun haben (...). Und da habe ich gesagt (.) Okay,
80 wenn es so ist (..) als ich das denen gesagt habe, war das denen glaube ich zu viel
81 (..). Und als ich das als Geheimnis gehabt habe (..) Und irgendwie konnte damit keine
82 umgehen mit (..) Aber bis jetzt (..) habe ich damit gut abgeschnitten (.) Und bin jetzt
83 auch zufrieden auch wie es ist jetzt.

84 **I.: Hast du denn andere homosexuelle Menschen mit denen du befreundet bist**
85 **oder mit denen du Kontakt hast?**

86 P.: Eigentlich nicht.

87 **I.: Fehlt dir das?**

88 P.: (..) Ab und zu mal, ja (..) Und ab und zu eigentlich nicht. (...). Ja.

89 **I.: Du hast ja vorhin schon den Stammtisch erwähnt.**

90 P.: Ja.

91 **I.: Magst du da vielleicht ein bisschen mehr darüber erzählen?**

92 P.: Ja, gut der Stammtisch war ich das erste Mal dort war (...) Also für mich war das
 93 erste Mal nach [größere Nachbarstadt] gefahren bin (..) und habe mir mal angeschaut,
 94 das sind auch verschiedene Menschen mit stark Behinderung und auch leichte Ein-
 95 schränkungen so wie ich habe (..) und das ist einfach (.) Gleichbehandelt werden.
 96 Also das sind zwei verschiedene Klassen (..) und die werden in eine Tüte gestopft (..).
 97 Also es wird nicht extra (.) du bist so, du bist so (.) alles auf den Tisch gelegt (..) und
 98 wir alle gleich sind.

99 **I.: Was meinst du mit Klassen?**

100 P.: (..) Es gibt ja wie mich (..) bei mir fällt das nicht so auf, ich bin leicht behindert (..)
 101 es gibt Leute denen siehst du das mehr an (..) und bei mir gibt es immer zwei Klassen
 102 (..) aber ich finde die Klassen eigentlich Schwachsinn.

103 **I.: Weil man dann immer in eine Schublade gesteckt wird?**

104 P.: Genau. Also das Schubladensystem habe ich früher schon immer gehasst (.) und
 105 ich mag das heute auch nicht mehr (..) das Schubladensystem. Wir haben hier auch
 106 eine Tag - Förderstätte (.) wo ich früher immer gearbeitet habe (..) und auch hier (.)
 107 sind wirklich zwei verschiedene Schuhe (.) aber (..), wenn man arbeiten tut in diesen
 108 beiden Bereichen, fällt gar nicht mehr auf, gar nicht, wie die anders sind, wie die an-
 109 ders sind. Aber nur die die stärker eingeschränkt sind, aber (.) trotzdem habe die
 110 gleiche Fähigkeiten wie die anderen auch. Aber ein bisschen langsamer brauchen (..)
 111 Langsamer. Aber die sind (wirklich?) gleich.

112 **I.: Fällt dir das mit dem schwul Sein auch manchmal auf - dass du da in eine**
 113 **Schublade gesteckt wirst?**

114 P.: (..). Ja, das ist es ja (..). Wenn man, wenn man, wenn man auf der Straße sind
 115 und jemand aneinander vorbei läuft (..) Ja, (..) es denkt einer ach, (..) scheiß schwul,
 116 kann man erschießen (..) das denke ich auch immer, das Problem ist (..) es ist nicht
 117 mehr wie früher, also (unv.) es ist, es ist, es ist anders jetzt, also es ist, die Welt ist
 118 jetzt ist schon ein bisschen anders geworden (..). Aber trotzdem (.) gibt immer noch
 119 paar Leute (.) die immer ein bisschen rauspicken müssen was.

120 **I.: Wie bist du denn auf den Stammtisch gekommen?**

121 P.: Also mein Betreuer der hier war hat mir ein Zettel mitgebracht (.) ob ich mich mal
122 anmelden will (..). Habe ich erstmal überlegt (..) Da habe ich noch länger überlegt (..)
123 Und da wurde es erstmal wieder vergessen (..) Seine Kollegin hat das nochmal an-
124 geleiert (..). Und da sind wir dann das erste Mal hingefahren, das erste Mal (..). Das
125 war schwierig. In [größere Nachbarsstadt] kenne ich mich nicht so gut aus [..] und ja
126 (unv.) das erste Mal mit meinem Betreuer hingefahren (..) Da haben wir uns unterhal-
127 ten (..) und das war eigentlich schon mal in Ordnung. Ich fand den Stammtisch (.)
128 richtig gut.

129 **I.: Wie viele Leute waren denn da?**

130 P.: Das ist immer unterschiedlich (..). Mal sind drei (..) manchmal sind vier (..) manch-
131 mal sind fünf da. Das ist immer unterschiedlich (..). Wie die Betreuer auch die Zeit
132 haben, also, also es gibt ja zwei Leute, die brauchen (.), die brauchen ja Betreuung
133 (..) jemand auch hinzubringen. Und wenn die Betreuer keine Zeit haben können sie
134 auch nicht hinkommen, nicht.

135 **I.: Ja, ja, das stimmt.**

136 P.: Ja, ja, und das finde ich manchmal ein bisschen (..) Das ist, das ist ein Punkt, das
137 ist es ist schön, wenn die Leute auch kommen tun. Aber ich (sehe?) das, die können
138 dann auch nicht zurück (..) also alleine hingehen können sie nicht (...). Die finden sich
139 nicht zurecht (.) in der (Stadt?) (..). Und das finde ich auch gut (.), wenn, wenn der
140 Stammtisch das sagen tut und da mitmachen tut. Also das ist [gemeinnütziger Verein,
141 der unter anderem Schwulenberatung anbietet].

142 **I.: Ah okay, das Angebot ist von [gemeinnütziger Verein, der unter anderem**
143 **Schwulenberatung anbietet].**

144 P.: Ja, ja. Und das finde ich richtig gut, eigentlich. Auch (..) dass die Leute auch, auch
145 behindert sind (..) Also auch stark behindert sind (..). Ja, gut. (..). Nicht so stark be-
146 hindert sind (die wissen so was nicht?), aber schon ein bisschen eine Einschränkung,
147 die können selbst nicht fahren, nicht. (..) Und (..) ja. Das finde ich dann immer (..)
148 traurig, wenn die Betreuung (..) einfach zu kurz kommen. Das heißt, wenn die sagen,
149 heute kann ich nicht (.) und jemand ist heute krank (.) dann können die nicht kommen,
150 nicht. Und das merkt man am Tag wieder (..), da fehlt wieder was (..) die Unterhaltung
151 ist nicht so lustig, wie sie (.) sonst mal war (..). Das ist immer unterschiedlich, wenn
152 man zu viert sind, das ist am Tisch richtig unterhaltig (..) Und wenn man alleine, zu
153 zweit (..) zu dritt sind, dann ist das nicht mehr so witzig (...). Und jeder hat sein eige-
154 nes Paket was er hat. Und das Paket wird alles auf den Tisch gelegt. Und jeder hat,

155 jeder braucht, jeder hat sein eigenes Paket (.). Und dann wird das alles (krass?) zu-
156 sammen gemischt. Und das finde ich (.) richtig toll.

157 **I.: Wie oft ist denn der Stammtisch?**

158 P.: Einmal im Monat?

159 **I.: Einmal im Monat, okay.**

160 P.: Eigentlich die Woche (.) eigentlich. Ah ne - nächste Woche eigentlich (.) aber we-
161 gen Feiertag ist es nicht, ist es am [Datum] wieder.

162 **I.: Glaubst du denn, dass es für Menschen, die eine Behinderung haben und**
163 **gleichzeitig schwul sind (.) oder lesbisch (.) schwieriger ist, jemanden kennen-**
164 **zulernen?**

165 P.: Ja, ja.

166 **I.: Ja?**

167 P.: Ja, also ist schon (..). Du hast erstmal die Behinderung (..) wirst du schon mal
168 ausgegrenzt. Von den, von den (.). Ist egal, was das für eine Sorte von Menschen
169 sind, du bist immer, wenn du eine Behinderung hast, schon mal ausgeschlossen. Und
170 (..) dann hast du das Thema, du bist noch schwul oder lesbisch, dann hast du es noch
171 schwieriger, dann ist das wirklich (.) wie Dornröschen im Dornenwald, wie (.) nicht
172 Dornröschen. Wer war denn das? Rapunzel? Ne.

173 **I.: Also Rapunzel war die in dem Turm.**

174 P.: Ja, mhm (unv.)

175 **I.: Und Dornröschen die, die in dem Schloss so lange geschlafen hat. 100 Jahre**
176 **- oder 1000?**

177 P.: JA, ja, ja Dornröschen (..) Das ist ein Dornenbusch (..). Da kommst du nicht durch
178 schnell (..). Also das heißt (,) da kommst du wirklich nicht durch (..) wenn du zwei
179 Sachen auf einmal hast (.). Die richtig Probleme hast (..). Das durchzukriegen (..).
180 Erst bist behindert (..) Und bist schwul oder lesbisch (.). Da kommst du nicht da durch
181 (..). Also ich habe selbst gemerkt, ich, (..) schaffe das nicht mal. Und jemand der ein
182 bisschen noch schwerer hat, der ein bisschen Einschränkung noch schwerer hat, wie
183 ich habe (..), ist es dreifach so schwierig da durchzukommen (..). Und auch sagen,
184 was einem bedrückt auch (..). Und die, die, die auch nicht richtig, nicht richtig, nicht
185 richtig reden kann, nicht. Da kommt man komplett gar nicht durch. Das ist komplett
186 einfach (unv.).

187 **I.: Was glaubst du denn (..). Also (..). Okay. Entschuldigung, jetzt bin ich total**
188 **aus dem Konzept (..). Was glaubst du denn, was man dagegen machen kann?**

189 P.: Ja, also die Politik (..) da kann man stundenlang reden, da kommt man nicht weit,
190 ne (..) Also (..). Die CDU ist ja total dagegen, also wegen Hochzeit, dass die heiraten
191 dürfen, ja. Und darum habe ich die CDU nicht gewählt. Also das war zumindest ein
192 Grund, das war, aber, aber das durchzukriegen, das ist schon sehr schwierig. (Unv.)
193 also auch als normaler Mensch das nicht durchpackt, wie Hochzeit. (Unv.) da haben
194 Behinderte dreifach, fünffach schwieriger da durchzukommen (..). Das wird einfach
195 UNTERGEHEN. Einfach untergehen, als wird dir die Luft abgeschnürt.

196 **I.: Ja, das kann ich mir vorstellen. Ich kenne mich da auch ehrlich gesagt gar**
197 **nicht aus, wenn es um die Ehe für Menschen mit Behinderung geht. Nur dass**
198 **die Ehe für alle (..) also ich meine jetzt in Bezug auf Schwule und Lesben, vor**
199 **kurzem beschlossen wurde.**

200 P.: JA. ABER (..) aber, wenn jemand behindert ist und eine Einschränkung hat und
201 selbstständig nicht reden kann, nicht seine Wünsche äußern. Das wird einfach unter-
202 drückt.

203 **I.: Ja, das ist wirklich schwierig. Glaubst du es würde helfen, wenn es mehr**
204 **Unterstützung gibt? Also wie den Stammtisch zum Beispiel für Homosexuelle**
205 **und Behinderte?**

206 P.: Ja, ja.

207 **I.: Ja. Wie fühlst du dich denn, wenn du merkst, dass du wegen deiner Behin-**
208 **derung unterdrückt wirst?**

209 P.: Also ich will auch sagen (..). die Leute, die bisschen älter sind und die Einschrän-
210 kungen haben, die werden einfach unterdrückt, einfach unterdrückt. Die sind einfach
211 (..). Die, die, die arbeiten nichts und die haben dann auch keine Rechte mehr, die
212 werden die Rechte abgenommen und das heißt dann (..). Du hast sowieso keine
213 Rechte, dann brauchst du das andere auch nicht. Und dann wird das einfach abge-
214 schnürt. Einfach abgeschnürt und das war es.

215 **I.: Das ist wirklich nicht einfach, so wie du das schilderst (...). Ich würde mit dir**
216 **gerne noch über ein anderes Thema reden (...). Und das ist vielleicht ein ziem-**
217 **lich intimes Thema, deshalb wollte ich dir nur nochmal sagen, also wie gesagt,**
218 **wenn dir was zu privat wird, wenn du was nicht beantworten möchtest.**

219 P.: Ja, ja.

220 **I.: Wurdest du als Kind aufgeklärt?**

221 P.: Eigentlich nicht.

222 **I.: Also wurde da gar nicht drüber gesprochen?**

223 P.: Nein.

224 **I.: Wie bist du denn mit Sexualität in Berührung gekommen?**

225 P.: Ich weiß auch nicht, die Gefühle habe ich dann gemerkt (..). Mit Frauen komme
226 ich nicht zurecht, nicht. Kam ich nicht, also auch schon als Kind nicht, war ich, als ich
227 11 war schon, habe ich festgestellt (..) irgendwie, habe ich das selbst rausgefunden
228 (..) ja.

229 **I.: War das dann auch bei Eltern oder in der Schule Sexualität nie Thema?**

230 P.: Nein, gar nicht.

231 **I.: Hast du denn Bücher - oder vielleicht Filme zu -**

232 P.: Filme, ja Filme.

233 **I.: (Filme hast du -)**

234 P.: Filme habe ich gesehen, manchmal. Ja. Aber (..). Früher gab es das alles noch
235 gar nicht so wie heute. Also (..) Internet. Wo du nachschauen kannst. Das gibt es, das
236 gab es ja alles gar nicht früher.

237 **I.: Glaubst du dann heute ist es leichter, also wenn heute Kinder homosexuell**
238 **sind und behindert. Glaubst du die haben -**

239 P.: Ja, gut, die haben heute wirklich mehr Chancen. Erstmal gibt es viele Möglichkei-
240 ten, im Internet zu schauen (..) und auch die Kirche ist ja jetzt, die Kirche viel lockerer
241 wie früher (..). Früher war das ja komplett alles so eingemauert.

242 **I.: Was verbindest du denn mit Sex?**

243 P.: Mit Sex? Freundschaft und Liebe (..) Also es ist schon wichtig, aber nicht so wich-
244 tig.

245 **I.: Hast du denn irgendwie die Möglichkeit, deine Sexualität irgendwie auszule-**
246 **ben?**

247 P.: Ich habe seit 9 Jahren eine Beziehung gehabt. Und ein halbes Jahr, eineinhalb
248 Jahre bin ich jetzt schon solo.

249 **I.: Hast du schon mal was von Sexualbegleitung oder Sexualassistenz gehört?**

250 P.: Nein.

251 **I.: Das sind Menschen, die zum Beispiel für Geld mit anderen Menschen schlafen oder auch einfach nur Nähe und Berührungen miteinander austauschen.**

252 **Das gibt es eben auch extra für Menschen mit Behinderungen. Je nachdem wie**

253 **eingeschränkt jemand ist, geht es aber auch zum Beispiel um so Sachen, wie**

254 **(..). Also wenn jemand sich zum Beispiel nicht selbst befriedigen kann, dann**

255 **kann eine Sexualbegleitung dabei helfen.**

256

257 P.: Ne, das habe ich (..) nein.

258 **I.: Wie hört sich denn das für dich an? Könntest du dir so etwas vorstellen in**

259 **Anspruch zu nehmen?**

260 P.: Nein. Nein.

261 **I.: Nein?**

262 P.: Nein.

263 **I.: Also gehört Sex für dich schon eher in eine Beziehung mit einem Partner?**

264 P.: Ja, ja.

265 **I.: Gibt es denn sonst noch etwas, was du zu diesem ganzen Thema sagen**

266 **willst. Vielleicht etwas, das ich nicht gefragt habe, was dir aber wichtig ist, zu**

267 **erwähnen.**

268 P.: Eigentlich fällt mir jetzt nichts ein.

269 **I.: Dann habe ich noch eine letzte Frage an dich und zwar würden mich deine**

270 **Wünsche für deine Zukunft interessieren. Hast du da was?**

271 P.: Ja. (..). Mehr Gerechtigkeit für alle. Also das heißt (..) auch für Leute mit Einschrän-

272 **kung, die auch hier, die auch Chancen haben. Auch hier, auch immer weiter oben zu**

273 **schwimmen. Nicht einfach, nicht einfach, nicht einfach nach unten gedrückt werden.**

274 **Das wünsche ich mir eigentlich (..). Eigentlich für alle. Für Einschränkungen und für**

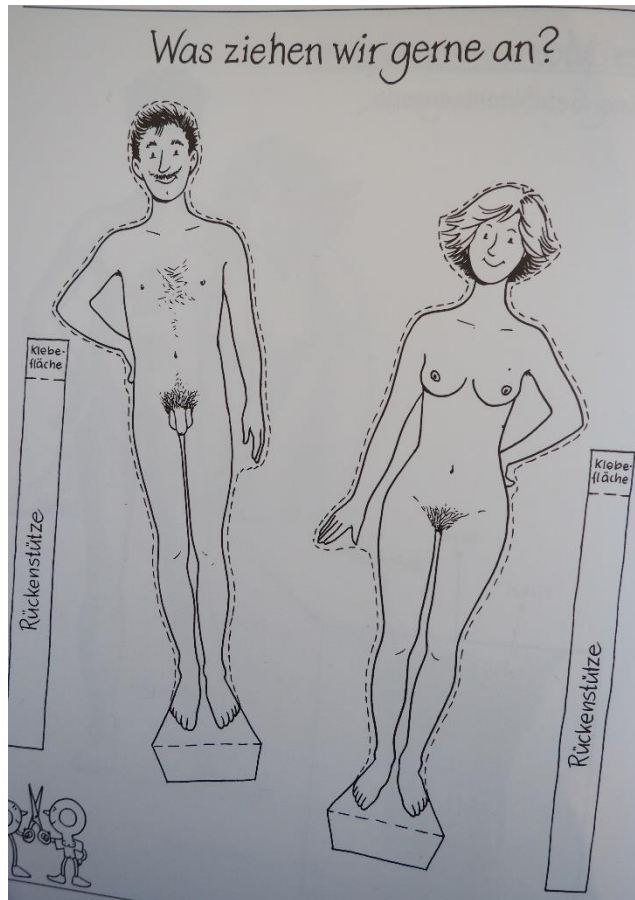
275 **normale Menschen (..). Die auch - die auch immer weiter oben bleiben. Ja.**

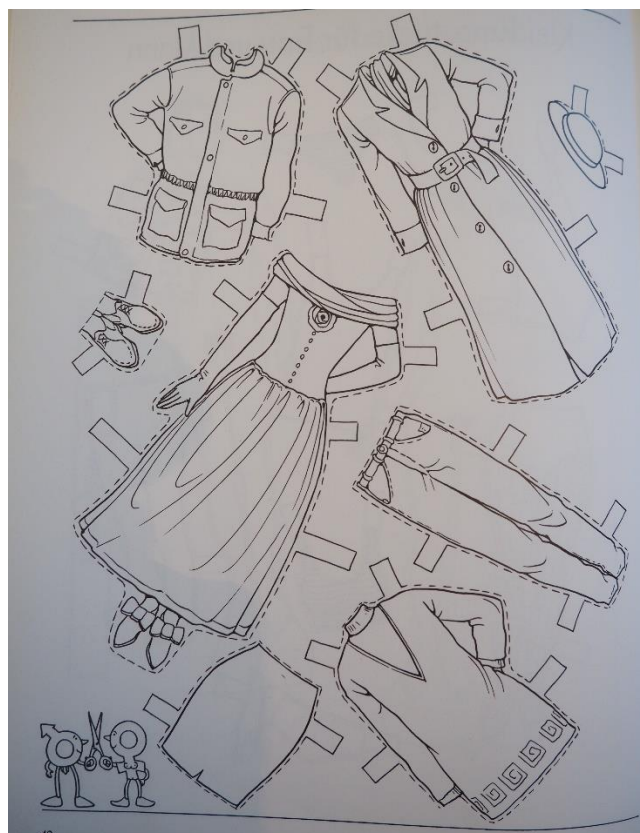
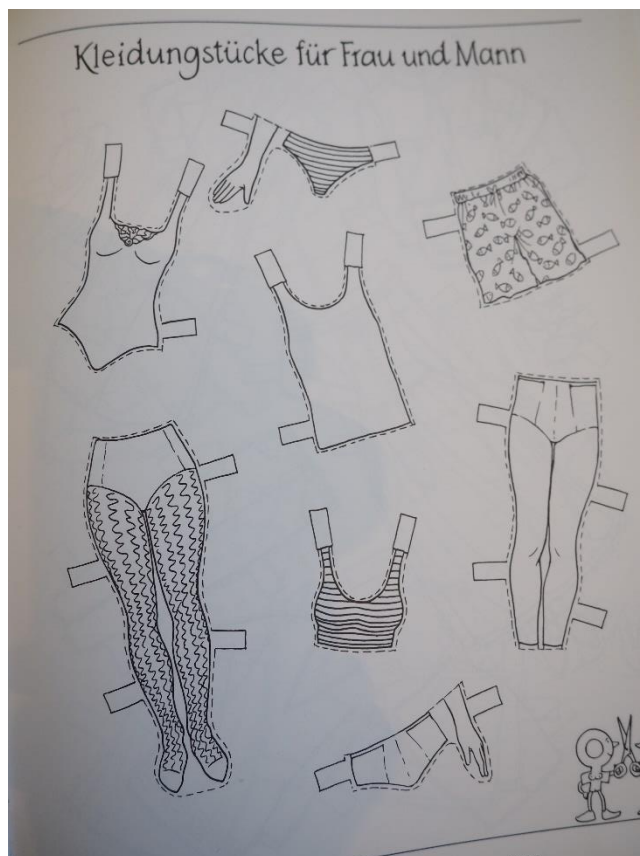
276 **I.: Dann war es das jetzt mit dem Interview. Ich bedanke mich dann erstmal ganz**

277 **herzlich für deine Offenheit.**

278 P.: Kein Problem.

Anhang 4. Was ziehen wir gerne an?





(Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 40 - 43)

Anhang 5. Ich als Mann - Identität und Selbsterleben

Ich als Mann – Identität und Selbsterleben

- ☐ Mit Hilfe des Arbeitsblattes »Ich bin ...« stellt sich jeder TN mit bestimmten Merkmalen – entsprechend einem Steckbrief – vor: Name, Wohnort, Arbeit, Lieblingsaktivitäten/Hobbys, Abneigungen usw.
- ☐ Einheit »Körper und Körperlichkeit« (siehe S. 65)
- ☐ Zusammenfassen der erarbeiteten Merkmale, die zur eigenen Person gehören
- ☐ Abschlußspiel »Ich bin ...«
- ☐ Kleingruppen: Erstellen einer Collage vom »richtigen Mann/Supermann« (Aussehen, Bekleidung, Fähigkeiten, Statussymbole usw.)
- ☐ Plenum: Vorstellen und Besprechen der »Supermänner« (Sind wir das? Was ist bei uns so oder anders? Wo gibt es diese Supermänner? Wer kennt einen? Wie ist der? ...)
- ☐ Umsetzen der auf den Collagen dargestellten »Supermänner« in kleine Spielszenen: »Helden für einen Tag«
- ☐ Plenum: Sammeln von Merkmalen zu den Themen »Wahre Männlichkeit«, »Was gehört zum Mannsein?« (überlegen sein, stark sein, nicht weinen, cool sein, wissen, wo es langgeht usw.)
- ☐ Umsetzen der gesammelten Merkmale in szenische Übungen, z.B. »Starksein«, »Zeigen, wo es langgeht«
Jeweils Rückmeldungen zu den Übungen
- ☐ Plenum: Zeigen von verschiedenen, eher »untypischen« Männerbildern zum Thema »Die andere Seite vom Mannsein – Männer können noch mehr!« (vor Angst weinen, vor Schmerz schreien, hilflos sein, allein sein, klein sein usw.)
Gespräch über die Bilder (Welche Situationen sind dargestellt? Welche Gründe könnte es für diese Gefühle geben? Wie steht es mit persönlichen Erfahrungen und Einstellungen zu eigenen Empfindungen und Erlebnissen dieser Art?)
- ☐ Umsetzen dieser Situationen in Körperübungen, z.B.:
 - ☐ »Sich wiegen lassen«, »Klein sein«, »Ich brauche Hilfe«, »Ich brauche deine Nähe«, »Sich gegenseitig auf-
 - ☐ richten«

(Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 68)

Anhang 6. Homosexualität

Homosexualität

Homosexuelles Leben und Lieben wird heute zunehmend dem heterosexuellen Leben und Lieben als gleichwertig betrachtet.

Diskriminierungen von Homosexualität, von schwulem und lesbischem Leben, sind noch vielfältig und gesellschaftlich anzutreffen, gerade auch in Form des Nicht-Wahrnehmens, durch die selbstverständliche Annahme, Sexualität sei Heterosexualität, durch den Umgang mit Homosexualität als exotischer Besonderheit.

Jeder Mensch hat das Recht, die eigene sexuelle Orientierung frei zu wählen und zu leben. Dieses Recht muß im Alltag durchgesetzt werden, indem Homosexualität als gleichberechtigte Lebensform akzeptiert und Diskriminierungen aller Art entgegengetreten wird. Überall im pädagogischen und pflegerischen Alltag, wenn es um Sexualität, Liebe und Zuneigung, um Beziehungsaufnahme und Beziehungsgestaltung geht, ist zu bedenken, daß Menschen beiderlei Geschlechts begehrt werden können.

(Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 97)

Anhang 7. Bildergeschichte



(Bundesvereinigung Lebenshilfe 2005: 781)

Anhang 8. Kritische Auseinandersetzung mit Heterosexualität als Norm

Warum werden Menschen heterosexuell?

Ziel
Die Jugendlichen sollen Heterosexualität als Norm in Frage stellen.

Altersstufe
Ab 13 Jahren.

Geeignet als
Vertiefung.

Zeitungsumfang
45 Minuten.

Material
Kopierte Thesenpapiere; Stifte.

Benötigter Platz/Raum
Gruppenraum und mehrere Kleingruppenräume.

Ablauf
Die Leitung gibt jedem und jeder Teilnehmenden ein Thesenpapier. In Einzelarbeit füllen die Jugendlichen das Thesenpapier aus. Mittels Abzählen werden Kleingruppen gebildet. Jede Kleingruppe hat die Aufgabe, sich über ihre Thesenpapiere auszutauschen, eine Antwort auf die Frage „Warum werden Menschen homosexuell?“ zu finden und diese auf ein vorbereitetes Plakat zu schreiben.
Die Leitung sucht die Kleingruppen in den jeweiligen Räumen auf und gibt – sobald eine erste Antwort gefunden wurde – eine weitere Frage an die Kleingruppe. Diese hat nun 10 Minuten Zeit, eine gemeinsame Antwort auf die Frage „Warum werden Menschen heterosexuell?“ zu finden.

Anschließend werden beide Antworten aus den einzelnen Kleingruppen im Plenum vorgetragen und kurz begründet. Im Plenum können folgende Fragen zum Abschluss diskutiert werden:

- Welche Antwort war leichter zu finden, jene auf Frage 1 oder auf Frage 2?
- Wo oder von wem habt ihr schon Thesen oder Begründungen zur Entstehung von Homosexualität und wo oder von wem solche zur Entstehung von Heterosexualität gehört?
- Wer, d.h. welche Institution, vertritt heute welche These bzw. Begründung zur Entstehung von Homosexualität?
- Gibt es auch Institutionen, die Heterosexualität begründen?

(Timmermanns, Tuider 2008: S. 97)

Anhang 9. Beispiel für eine Sexualpädagogik, die selbstverständlich auf Homosexualität eingeht

Arbeitsblatt zur Methode „Fifty ways to leave your lover“

Kärtchen:

Lisa und Tom sind seit sechs Monaten ein Paar. Am Wochenende waren sie noch gemeinsam auf einer Party. Am Montagmorgen bekommt Tom von Lisa eine SMS mit folgendem Inhalt: „Ich liebe dich nicht mehr. Ich mache Schluss mit dir. Du bist mir zu dick! L.“

Lisa = A
Tom = B

Peter und Kai gehen wie jedes Wochenende gemeinsam in den Klub. Die Stimmung ist klasse, beide tanzen bis zum Umfallen. Als sie sich an der Bar einen Drink holen, sagt Kai zu Peter: „Du, das hat keinen Sinn mehr mit uns beiden.“

Kai = A
Peter = B

Iris hängt seit drei Wochen ständig mit Bernd zusammen rum, sie knutschen und haben Sex miteinander. Bernd ist aber mit Hülya zusammen und eigentlich ganz zufrieden mit der Beziehung. Nach einer weiteren Woche des Hoffens stellt Iris Bernd vor die Wahl: „Entweder du machst jetzt mit Hülya Schluss oder wir sehen uns nie wieder!“ Daraufhin dreht sich Bernd um und sagt: „Lass mich doch in Ruhe – ich will dich nicht mehr sehen!“

Bernd = A
Iris = B

Kira und Hedda sind seit zwei Monaten zusammen. Sie unternehmen so gut wie alles gemeinsam und sehen ihre vorherigen Freundinnen kaum noch. Aber seit drei Tagen hat Kira nichts mehr von Hedda gehört. Sie hat schon viele Nachrichten auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, doch Hedda hat sich nicht gemeldet. Was ist mit Hedda los? Wo ist sie? Als Kira sich abends auf die Suche nach ihrer Freundin begibt, sieht sie sie durch das Fenster einer Szenekneipe inmitten einer lachenden, fröhlichen Frauengruppe. Völlig geknickt fährt Kira nach Hause und verkriecht sich in ihrem Bett, denn nun weiß sie, dass Hedda Schluss gemacht hat.

Hedda = A
Kira = B

Achmed hat sich vor einem Jahr heftig in Julia verliebt...

(Timmermanns, Tuidor 2008: 172)

8. Literaturverzeichnis

ACHILLES, Ilse, 2016. *Was macht ihr Sohn denn da? Geistige Behinderung und Sexualität*. 6. Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag.

AGENTUR LIBERTY, o. J. *Barrierefrei*. [Online - Quelle, Zugriff am: 14.09.2017]. Verfügbar unter: <http://www.libertyberlin.com/barrierefrei.html>.

ANTIDISKRIMINIERUNGSSTELLE des Bundes, Hrsg., 2017. *Einstellungen gegenüber Lesben, Schwulen und Bisexuellen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage* [Online - Quelle, Zugriff am 09.09.2017]. Verfügbar unter: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Umfragen/Handout_Themenjahrumfrage_2017.html?jsessionid=28E894456D8DB8A98805DAADA0871B07.2_cid332?nn=6575434.

ARD - aktuell, 2017. *Ehe für alle. Historischer Tag für Lesben und Schwule*. [Online - Quelle, Zugriff am: 16.11.2017]. Verfügbar unter: <https://www.tagesschau.de/inland/ehefueralle-start-101.html>.

BACH, Heinz, 1981. *Sexuelle Erziehung als Eingliederungshilfe bei geistiger Behinderung*. 3. Auflage. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.

BELL, Alan P. und WEINBERG, Martin S. 1978. *Der Kinsey Institut Report über weibliche und männliche Homosexualität*. München: C. Bertelsmann Verlag GmbH.

BUCHNER, Tobias, 2008: Das qualitative Interview mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung. Ethische Aspekte, Durchführung und die Anwendbarkeit im internationalen Vergleich. In: Gottfried, BIEWER, Mikael, LUCIAK, Mirella, SCHWINGE, (Hrsg.). *Begegnung und Differenz. Länder - Menschen - Kulturen. Dokumentation der 43. Arbeitstagung der Dozentinnen der Sonderpädagogik deutschsprachiger Länder*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. 516 - 538 [Online - Quelle Zugriff am 01.09.2017] Verfügbar unter: http://www.academia.edu/360919/Das_Qualitative_Interview_Mit_Menschen_Mit_So_Genannter_Geistiger_Behinderung_Ethische_Methodologische_Und_Praktische_Aspekte.

BGLB 2008 II: *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung* [Online - Quelle, Zugriff am 08.09.2017]. Verfügbar unter: <http://www.institutfuer-menschenrechte.de/?id=467>.

BUNDESPRÄSIDIAT 2017. *Ansprache von Bundespräsident Richard von Weizsäcker bei der Eröffnungsveranstaltung der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte* [Online - Quelle, Zugriff am: 16.11.2017]. Verfügbar unter: http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1993/07/19930701_Rede.html

BUTLER, Judith 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Erstausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

BOGER, Mai - Anh, 2015. Theorie der trilemmatischen Inklusion. In: Irmtraud SCHNELL Hrsg., *Herausforderung Inklusion – Theoriebildung und Praxis*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. S., 52- 61.

BROKAMP, Barbara, 2013. Inklusion lässt sich nicht messen. In: Joachim WALTER und Dieter BASENER, Hrsg., *Umbauen und Öffnen. Werkstätten auf dem Weg zur Inklusion*. Hamburg: 53° Nord Agentur und Verlag, 20-32.

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT UND SOZIALES, 2008. *Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft. Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention* [Online - Quelle, Zugriff am 09.09.2017]. Verfügbar unter: https://www.bmas.de/SharedDocs/.../a740-nationaler-aktionsplan-barrierefrei.pdf?__.

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN, JUGEND, 2011. *Bundesfamilienministerium legt Studie zu Gewalt gegen Frauen mit Behinderung vor* [Online - Quelle, Zugriff am 14.09.2017]. Verfügbar unter: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/bundesfamilienministerium-legt-studie-zu-gewalt-gegen-frauen-mit-behinderung-vor/82254?view=DEFAULT>.

BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E. V. (Hrsg.), 2005. *Sexualpädagogische Materialien für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E. V., 2008-2013. *Ich weiß doch selbst, was ich will* [Online - Quelle, Zugriff am 25.07.2017]. Verfügbar unter: http://50jahre.lebenshilfe.de/50_jahre_lebenshilfe/1990er/90_5.php?listLink=1.

BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E. V., 2014. *20 Jahre nach Grundgesetzänderung soll Bundesteilhabegesetz das I-Tüpfelchen werden* [Online - Quelle, Zugriff am 25.07.2017]. Verfügbar unter: <https://www.lebenshilfe.de/de/presse/2014/artikel/20-Jahre-Benachteiligungsverbot-im-Grundgesetz-866963328.php>.

CRENSHAW, Kimberly, 1989. *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics* [Online - Quelle, Zugriff am: 08.09.2017]. Verfügbar unter: <http://chicagounbound.uchicago.edu/uclf/vol1989/iss1/8>. CZOLLEK, Leah C, PERKO, Gudrun, WEINBACH, Heike, 2009: *Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder*. Studienmodule Soziale Arbeit. München, Weinheim: Juventa Verlag.

DALIA REASORCH, 2017. *Counting the LGBT population: 6% of Europeans identify as LGBT* [Online - Quelle, Zugriff am: 09.09.2017]. Verfügbar unter: <https://dalia-research.com/counting-the-lgbt-population-6-of-europeans-identify-as-lgbt/>

DEDERICH, Markus, 2007. *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: transcript Verlag.

DEGELE, Nina und WINKER, Gabriele, 2009. *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript Verlag.

DEGENER, Theresia 2016. Völkerrechtliche Grundlagen und Inhalte der UN BRK. In: Theresia DEGENER, Klaus, EBERL, Sigrid GRAUMANN, Olaf MAAS, Gerhard K. SCHÄGER, Hrsg. *Menschenrecht Inklusion. 10 Jahre UN - Behindertenrechtskonvention - Bestandsaufnahme und Perspektiven zur Umsetzung in sozialen Diensten und diakonischen Handlungsfeldern*. Göttingen: Vadenhoeck & Ruprecht, 11-51.

DEUTSCHER BUNDESTAG, 2017. *Mehrheit im Bundestag für die „Ehe für alle“*. [Online - Quelle, Zugriff am 15.11.2017]. Verfügbar unter: <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2017/kw26-de-ehe-fuer-alle/513682>.

DEVRIES, Nina 2013. *Beruflicher Werdegang* [Online - Quelle, Zugriff am 16.09.2017]. Verfügbar unter: <http://ninadevries.com/person-berufliche-werdegang/index.html>.

DGS - Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2017: *Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS)* [Online - Quelle, Zugriff am 20.10.2017]. Verfügbar unter: <http://www.soziologie.de/de/die-dgs/ethik/ethik-kodex.html>.

DREWERMANN, Eugen 2005: *Dornröschen. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. Walter Verlag: Düsseldorf und Zürich.

FRA. EUROPEAN UNION AGENCY FOR FUNDAMENTAL RIGHTS, 2013. *LGBT-Erhebung in der EU. Erhebung unter Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Personen in der Europäischen Union. Ergebnisse auf einen Blick* [Online - Quelle, Zugriff am 09.09.2017]. Verfügbar unter: <http://fra.europa.eu/de/publication/2014/lgbt-erhebung-der-eu-erhebung-unter-lesben-schwulen-bisexuellen-und-transgender>.

FLICK, Uwe, 1995: *Qualitative Forschung - Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

GRIMM, Jacob und GRIMM, Wilhelm, 1854. *Deutsches Wörterbuch. Erster Band. A-Biermolke*. Leipzig: S. Hirzel Verlag.

GRIMM, Jacob und GRIMM, Wilhelm, 1905. *Deutsches Wörterbuch. Zehntes Bandes erste Abteilung. Seeleben - Sprechen*. Bearbeitet von: Dr. M. HEYNE, Dr. R. MEISZNER, Dr. H. SEEDORF, Dr. H. MEYER, Dr. B. CROME. Leipzig: S. Hirzel Verlag.

GÖTHLING, Stefan, 2010. Niemand ist perfekt. Die Aufgaben und Ziele des Vereins „Mensch zuerst - Netzwerk People First Deutschland“. In: BZGA FORUM. *Sexualaufklärung und Familienplanung. Sexualität und Behinderung*. 1. Ausgabe, 24 - 26.

HAGEN, Jutta, 2001: *Ansprüche an und von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung in Tagesstätten. Aspekte der Begründung und Anwendung lebensweltorientierter pädagogischer Forschung*. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.

HAHN, Martin Th., o. J. Selbstbestimmung - das Thema der 90er Jahre [Online - Quelle, Zugriff am 09.09.2017]. Verfügbar unter: http://50jahre.lebenshilfe.de/50_jahre_lebenshilfe/1990er/90_5.php?listLink=1.

HOYLER - HERRMANN, Annerose und WALTER, Joachim, 1994. *Sexualpädagogische Arbeitshilfe für geistigbehinderte Erwachsene und ihre Bezugspersonen*. 3. Auflage. Edition Schindele.

INSTITUT FÜR SELBST-BESTIMMUNG BEHINDERTER, o. J. *ISBB Trebel* [Online - Quelle, Zugriff am 15.09.2017]. Verfügbar unter: <http://www.isbbtrebel.de>.

JACOB, Jutta, KÖBSELL, Swantje, WOLLRAD, Eske, 2010. Einleitung. In: Jutta, JACOB, Swantja KÖBSELL, Eske, WOLLRAD, Hrsg. *Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld: transcript Verlag, 7-16.

JESCHKE, Karin und LEHMKUHL, Ulrike, 2006. Exkurs: Die Sicht des Fachpersonals auf sexuelle Selbstbestimmung. In: FEGERT, Jörg M., JESCHKE, Karin, THOMAS, Helgard, LEHMKUHL, Ulrike. *Sexuelle Selbstbestimmung und sexuelle Gewalt. Ein Modellprojekt in Wohnheimen für junge Menschen mit geistiger Behinderung*. Weinheim: Juventa Verlag. S. 295 - 313.

KAISER, Christine, 2005. Gleichgeschlechtliche Liebe ist für Behinderte selbstverständlicher als für Betreuende. Behinderte brauchen keine Überbehütung. In: Curaviva. *Schwerpunkt: Homosexualität*. 12/2005, 10 - 13.

KRELL, Claudia und OLDEMEIER, Kerstin, 2015. *Coming-out – und dann...?! Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen* [Online - Quelle, Zugriff am 09.09.2017]. Verfügbar unter: https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2015/DJI_Broschuere_ComingOut.pdf.

KUCKARTZ, Udo, 2016: *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 3. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

KÖBSELL, Swantje, 2010. *Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper*. In: Jutta, JACOB, Swantja KÖBSELL, Eske, WOLLRAD, Hrsg. *Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 17-33.

MESQUITA, Sushila, 2008: Heteronormativität und Sichtbarkeit. In: Waltraud, KANNONIER - FINSTER, Christian, FLECK, Horst, SCHREIBER, Meinrad, ZIEGLER, *Heteronormativität und Homosexualität*. Sozialwissenschaftliche Reihe 3. Innsbruck: transblick Studienverlag, 129-148.

MIRWALD, Mirjam, VETTER, Danilo, 2007. *Die Heide ruft: Sexualbegleitung für Menschen mit Beeinträchtigung*. [Dokumentarfilm]. BRD.

MONAT, Susan, 2011: *"Differing desire" Intersektionale Perspektiven auf die sexualpädagogische Arbeit mit LSBT* mit Behinderung* [Diplomarbeit. Online - Quelle, Zugriff am 08.09.2017]. Verfügbar unter: <http://bidok.uibk.ac.at/library/monat-intersektional-dipl.html#idp4778256>.

- NETZWERK LSBTTIQ Baden-Württemberg, 2017: LSBTTIQ? [Online - Quelle, Zugriff am 06.09.2017]. Verfügbar unter: <http://netzwerk-lsbttiq.net/lbttiq>.
- NUDING, Anton, 2013. Was ist Inklusion? In: Anton, NUDING und Monika STANISLOWSKI. *Grundlagen und Grundfragen der Inklusion: Theorie und Praxis des inklusiven Unterrichtens*. Hohengehren: Schneider - Verlag, 1-80.
- ORTLAND, Barbara, 2008. *Behinderung und Sexualität: Grundlagen einer behinderungsspezifischen Sexualpädagogik*. Stuttgart: Kohlhamer.
- ORTLAND, Barbara 2010. *Sexuelle Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung. Grundlagen und Konzepte für die Eingliederungshilfe*. Stuttgart: Kohlhammer.
- OSBAHR, Stefan, 2000. *Selbstbestimmtes Leben von Menschen mit einer geistigen Behinderung. Beitrag zu einer systemtheoretisch - konstruktivistischen Sonderpädagogik*. Band 4. Luzern: Edition SZH/SCP.
- PRENGEL, Annedore, 2006. *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheiten und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik*. Schule und Gesellschaft Band 2. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- RAAB, Heike, 2015. *Intersektionalität revisited* [Online - Quelle, Zugriff am 08.09.2017]. Verfügbar unter: www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/raab_260115.pdf.
- RATTAY, Thomas 2007. *Volle Fahrt voraus. Schwule und Lesben mit Behinderung*. Erste Auflage. Berlin: Queerverlag.
- RAUCHFLEISCH, Udo 1994. *Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- RAUCHFLEISCH, Udo 2012. *Mein Kind liebt anders. Ein Ratgeber für Eltern homosexueller Kinder*. o. O.: Patmos Verlag.
- RUDOLPH, Silke, 2001. *Doppelt anders? Zur Lebenssituation von Schwulen, Lesben und Bisexuellen mit Behinderung*. 1. Auflage. Berlin: Jugendnetzwerk LAMBDA.
- RÖMER, Bernhard, 1995. *Streicheln ist schön. Sexuelle Erziehung von geistig behinderten Menschen*. Mainz: Matthias - Grünewald Verlag.
- SCHEELE, Brigitte und GROEBEN, Norbert, 1988: *„Dialog - Konsens - Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien. Die Heidelberger Struktur - Lege - Technik (SLT), konsensuale Ziel - Mittel - Argumentation und kommunikative Flußdiagramm - Beschreibung von Handlungen*. Tübingen: Francke Verlag.

SCHULTE, Hans - Hellmut, 1999: „*Und dann auch noch schwul...*“ *Homosexualität und geistige Behinderung*. In: psychosozial 77. Einzelartikel 3/1999, 39-41.

SCHOLZE - STUBENRECHT, Werner, 2011. Duden - Deutsches Universalwörterbuch - Das umfassende Bedeutungswörterbuch der deutschen Gegenwartssprache mit mehr als 500 000 Stichwörtern Bedeutungsangaben und Beispielen rund 250 000 zusätzlichen Angaben zu Grammatik, Herkunft und Stil, einer tabellarischen Kurzgrammatik der deutschen Sprache. 7. überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim: Dudenverlag.

SCAMBOR, Eli und BUSCHE, Mart, 2009. *Intersektionales Mainstreaming* [Online - Quelle, Geöffnet am 30.09.17] Zugriff unter: https://www.genderwerk-staette.at/download_file/force/26/174.

SCHMIDT, Renate - Berenike, SIELERT, Uwe, HENNINGSEN, Anja 2017. *Gelebte Geschichte der Sexualpädagogik*. 1. Auflage. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

SCHÖTTLER, Gabriele, 2001: Zunehmende Akzeptanz. Wege zu demokratischen Familienstrukturen. In: SENATSVERWALTUNG für Schule, Jugend und Sport. Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen, Hrsg. *Rebenbogenfamilien. Wenn Eltern lesbisch, schwul, bi- und transsexuell sind*. Berlin, 11.15.

SIELERT, Uwe, 2004a. Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft - Anmerkungen zu einem revisionsbedürftigen Verhältnis. In: TIMMERMANN, Stefan, TUIDER, Elisabeth, SIELERT, Uwe (Hrsg.): *Sexualpädagogik weiter denken. Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche*. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 27 - 44.

SIELERT, Uwe, 2004b. Gender Mainstreaming im Kontext einer Sexualpädagogik der Vielfalt von Geschlecht, Generativität, Lebensweise und Begehren. In: TIMMERMANN, Stefan, TUIDER, Elisabeth, SIELERT, Uwe (Hrsg.): *Sexualpädagogik weiter denken. Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche*. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 97-112.

SIELERT, Uwe, 2015. *Einführung in die Sexualpädagogik*. 2. Auflage. Weinheim Basel: Beltz Verlag.

SIGUSCH, Volkmar, 2015: *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

SOILAND, Tove, 2008. Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: *Rezensionszeitschrift für Frauen- Geschlechterforschung*. Nr. 26/2008 [Online - Quelle, Zugriff am 08.09.2017]. Verfügbar unter: <https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/694/702>.

STRUPP, Julia, 2006: „I don´t feel down! Zur Lebenszufriedenheit von Menschen mit Down-Syndrom - untersucht am Beispiel des Magazins "OHRENKUSS ...da rein, da raus" In Heilpädagogik online 02/06, 4-31 [Online - Quelle, Zugriff am 01.09.2017]. Verfügbar unter: http://www.heilpaedagogikonline.com/2006/heilpaedagogik_online_0206.pdf.

SPECHT, Ralf, 2010. Sexualität als Recht auch für Menschen mit Behinderung. In BZGA FORUM. Sexualaufklärung und Familienplanung. Sexualität und Behinderung. 1. Ausgabe, 3-8.

SPECK, Otto, 1993. *Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Erziehung. Ein heilpädagogisches Lehrbuch*. 97. aktualisierte Auflage. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

SPECK, Otto, 1999. *Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Erziehung. Ein heilpädagogisches Lehrbuch*. 9. überarbeitete Auflage. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

SPECK, Otto, 2005. *Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Erziehung. Ein Lehrbuch zur Erziehung und Bildung. Mit 5 Tabellen*. 10 überarbeitete Auflage. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

STEFFENS, Melanie Caroline, 2010. Diskriminierung von Homo- und Bisexuellen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. *Homosexualität* [Online – Quelle. Zugriff am: 03.09.2017]. Verfügbar unter: <http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/32819/homosexualitaet>.

STÖPPLER, Reinhilde, 2017. *Einführung in die Pädagogik bei geistiger Behinderung*. 2. aktualisierte Auflage. München: UTB, Ernst Reinhardt Verlag.

STASCHEIT, Ulrich, Hrsg. 2014. *Gesetze für Sozialberufe. Die Gesetzessammlung für Studium und Praxis*. Band 30, 24. Auflage. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.

STÖPPLER, Reinhilde und WACHSMUT, Susanne, 2010. *Förderschwerpunkt geistige Entwicklung. Eine Einführung in didaktische Handlungsfelder*. 1. Auflage. Paderborn: UTB GmbH.

TIMMERMANS, Stefan und TUIDER, Elisabeth, 2008. *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

ULBRICHT, Katja, 2003. *Minderheit in einer Minderheit?! - Zu den Möglichkeiten einer erfüllenden Lebensgestaltung von Lesben und Schwulen mit Behinderung* [Diplomarbeit]. Fachhochschule Würzburg.

PRO FAMILIA, 2011. *Körper und Sexualität. Sexualität und geistige Behinderung*. 4. überarbeitete Auflage. Frankfurt am Main.

PUSCHKE, Martina, 2010. Gelebte und behinderte Sexualität. Aktuelle Diskussionen und Projekte aus der Sicht von Frauen mit Behinderung. In: BZGA FORUM. *Sexualaufklärung und Familienplanung. Sexualität und Behinderung*. 1. Ausgabe, 19 - 22.

WALDSCHMIDT, Anne, 1999. *Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer*. Opladen: Leske und Budrich.

WALGENBACH, Katharina, 2007. Zitiert in: WALGENBACH, Katharina, 2014: *Heterogenität - Intersektionalität - Diversity in der Erziehungswissenschaft*. Opladen & Toronto: Verlag Babara Buderich.

WALGENBACH, Katharina, 2014: *Heterogenität - Intersektionalität - Diversity in der Erziehungswissenschaft*. Opladen & Toronto: Verlag Babara Buderich.

WEINGÄRTNER, Christian, 2014. *Schwer geistig behindert und selbstbestimmt. Eine Orientierung für die Praxis*. 3. Auflage. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.

WEST, Candace und ZIMMERMANN, Don H, 1987. Doing Gender. In: *Gender & Society*. 1/125. S. 125 - 151. [Online - Quelle, Zugriff am 09.09.2017]. Verfügbar unter: <http://journals.sagepub.com/doi/abs/10.1177/0891243287001002002>.

WELTGESUNDHEITSORGANISATION, 2005. *Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit* [Online - Quelle, Zugriff am 21.07.2017]. Verfügbar unter: <http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/stand2005/>.

WELTGESUNDHEITSORGANISATION, 2016. *Definition des Begriffs „geistige Behinderung“* [Online – Quelle, Zugriff am 15.07.2017]. Verfügbar unter:

<http://www.euro.who.int/de/health-topics/noncommunicable-diseases/mental-health/news/news/2010/15/childrens-right-to-family-life/definition-intellectual-disability>.

WINKLER, Petra, 2011. „Wer sagt mir wie das Küssen geht?“ Sexuelle Bildung bei Menschen mit einer Behinderung. In: PRO FAMILIA MAGAZIN. *Sexuelle Bildung*. 02/2011, 22-23.

WOLFSKÄMP, Vera, 2011. Die Liebeslehrerin. Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Sexualbegleitung. In: PRO FAMILIA MAGAZIN. *Sexualität und Behinderung/Soziale Beratung*. 01/2011, 25-28.

ZIEGLER, Meinrad, 2008. Einleitung. Heteronormativität und die Verflüssigung des Selbstverständlichen - Theoretische Kontexte. In: Waltraud, KANNONIER - FINS-TER, Christian, FLECK, Horst, SCHREIBER, Meinrad, ZIEGLER, *Heteronormativität und Homosexualität*. Sozialwissenschaftliche Reihe 3. Innsbruck: transblick Studienverlag, 13 - 24.

ZINSMEISTER, Julia, 2010: Sexuelle Selbstbestimmung im betreuten Wohnen? Von Recht und der Rechtswirklichkeit. In: In: BZGA FORUM. Sexuaufklärung und Familienplanung. Sexualität und Behinderung. 1. Ausgabe, 12 - 18.

9. Eidesstaatliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die im Literaturverzeichnis angegebenen Quellen benutzt habe. Insbesondere versichere ich, dass ich alle wörtlich und sinngemäß übernommenen Quellen kenntlich gemacht habe.

Ort, Datum

(Rebecca Rottler)